

**Aus dem Institut für Geschichte der Medizin**

**der Universität Würzburg**

**Vorstand: Professor Dr. med Dr. phil. Michael Stolberg**

**Ärztinnen in der Nachkriegszeit und den Folgejahren in**

**West- und Ostdeutschland**

**Inauguraldissertation**

**zur Erlangung der Doktorwürde der**

**Medizinischen Fakultät**

**der**

**Julius-Maximilians-Universität Würzburg**

**vorgelegt von**

**Kristina Saalmüller**

**aus Schweinfurt**

**Würzburg, Oktober 2018**

**Referentin: Prof. Dr. phil. Karen Nolte**

**Korreferent: Prof. Dr. med. Esther Asan**

**Dekan: Prof. Dr. Matthias Frosch**

**Tag der mündlichen Prüfung: 16.07.2019**

**Die Promovendin ist Ärztin**

Meinen Eltern.

## Ärztinnen in der Nachkriegszeit und den Folgejahren in West- und Ostdeutschland.

|   |     |
|---|-----|
| 1. Einleitung   | 1   |
| 1.1 Oral History  | 3   |
| 1.2 Verschiedene Arten von Gedächtnis   | 4   |
| 1.2.1 Das autobiographische Gedächtnis  | 5   |
| 1.2.2 Das kollektive Gedächtnis   | 6   |
| 1.3 Narrative Interviews  | 6   |
| 1.3.1 Die Erhebung narrativer Interviews  | 10  |
| 1.3.2 Das missglückte Interview   | 12  |
| 1.4 Die Interviews der Forschungsarbeit   | 13  |
| 2. Geschlechterordnung in Deutschland in der Nachkriegszeit und den Folgejahren                       | 15  |
| 2.1 Die Stellung von Frauen in der Nachkriegszeit und den fünfziger Jahren in Westdeutschland         | 16  |
| 2.1.2 Exkurs: Unverheiratet Schwanger – Erlebnisse der Befragten                                      | 35  |
| 2.2 Frauenbildung in der Zeit des Zweiten Weltkrieges, der Nachkriegszeit und in den fünfziger Jahren | 38  |
| 2.2.1 Studieren während der Zeit des Nationalsozialismus  | 38  |
| 2.2.2 Studentinnen an den Universitäten in der Nachkriegszeit in Westdeutschland                      | 45  |
| 2.2.3 Studentinnen an den Universitäten in der Nachkriegszeit in Ostdeutschland                       | 60  |
| 2.3 Die Stellung der Frau im Arztberuf  | 70  |
| 2.3.1 Ärztinnen in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren in Westdeutschland                        | 71  |
| 2.3.2 Ärztinnen in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren in Ostdeutschland                         | 80  |
| 2.4 Vergleich zweier Lebensgeschichten  | 83  |
| 2.4.1 Frau Dr. F.   | 84  |
| 2.4.2 Frau Dr. R.   | 86  |
| 2.4.3 Ein Vergleich   | 88  |
| 3. Der Film „Die Landärztin“  | 90  |
| 3.1 Inhalt „Die Landärztin“   | 91  |
| 3.2 Der Film und lebensgeschichtliche Interviews – Ein Vergleich                                      | 94  |
| 3.3 Der Film „Die Landärztin“, Lebensgeschichten und das Frauenbild in den 1950er Jahren – Ein Fazit  | 98  |
| 4. Literaturverzeichnis   | 104 |
| 5. Anhang – Die Zusammenfassung der Interviews  | 118 |

## 1. Einleitung

Während des Zweiten Weltkrieges waren immer mehr Männer im Kriegseinsatz und Frauen blieben in der Heimat zurück. Dieses führte dazu, dass Frauen immer wichtiger für die Arbeitswelt wurden. So wurde es für die Gesellschaft immer selbstverständlicher, dass Frauen studierten und auch Berufe übernahmen, welche vorher vorwiegend Männern zugeschrieben wurden. Gerade im Studienfach Medizin wurde zu Beginn der Zeit des Nationalsozialismus versucht, Frauen den Zugang zu erschweren. Als jedoch durch den Krieg ein immer größerer Mangel an Ärzten entstand und immer weniger Männer ein Studium beginnen konnten, wurden diese Zugangsbeschränkungen wieder gelockert. So stieg die Zahl der Studentinnen an den Universitäten immer weiter an und es wurden im Verlauf immer mehr Frauen als Ärztinnen tätig. In der Nachkriegszeit und den folgenden 1950er Jahren wurde durch die Politik und die Kirchen in Westdeutschland versucht, diese Entwicklung aufzuhalten. So wurde die Normalfamilie propagiert und die Frau wieder in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter gesehen. In Westdeutschland fiel durch diese Tendenzen der Anteil der Medizinstudentinnen und Studentinnen in anderen Studienfächern wieder ab. In der Sowjetischen Besatzungszone und in der im Verlauf entstehenden Deutschen Demokratischen Republik wurden schon mit Beginn der 1950er Jahre vermehrt Frauenkarrieren gefördert, hier konnte ein Anstieg der Zahlen der Studentinnen an den Universitäten verzeichnet werden und schließlich auch im Arztberuf. Auch wenn in der DDR vermehrt Einrichtungen zur Unterstützung der berufstätigen Frau errichtet wurden, wie etwa Kindergärten, war es trotz der Förderung durch den Staat für Frauen nicht einfach, Beruf und Karriere zu vereinen, auch wenn es in der DDR für Frauen weitaus einfacher war als in Westdeutschland. Dort war dies ohne Hilfe durch die Familie oder Kindermädchen noch weniger möglich. Um überhaupt zum Medizinstudium zugelassen zu werden, war eine Hochschulzugangsberechtigung nötig, welche auf dem Gymnasium erworben werden musste. In dieser Zeit war es für Frauen durchaus unüblich, ein Gymnasium zu besuchen und Medizin zu studieren, so zumindest war die Annahme im Vorfeld dieser Arbeit.

Stehen die Biographien der Ärztinnen in einem Verhältnis zu den zeithistorischen Entwicklungen, wie ist ihre subjektive Wahrnehmung zu dieser Zeit, wie haben sie es empfunden Ärztin und Frau zu sein und welchen Beeinträchtigungen, das Medizinstudium zu bestreiten und den Arztberuf auszuüben, waren sie ausgesetzt. Um diese Fragen be-

antworten zu können wurde die Geschlechterordnung in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahre in West- und Ostdeutschland beleuchtet. Es wurde schnell deutlich, dass die Situation der Frauen noch bis in die 1960er Jahre hinein betrachtet werden musste, da dieser Zeitabschnitt mit den Entwicklungen in den Jahren zuvor eng zusammenhängt. Um die Geschlechterordnung dieser Zeit zu bearbeiten, wurden verschiedene Quellen herangezogen, unter anderem soziologische Studien, Zeitungsartikel und wissenschaftliche Publikationen, welche aus oder über diese Zeit bestehen. So wurden Veröffentlichungen von Wissenschaftlern über diese Zeit verwendet, welche in den 1960er bzw. 1970er Jahren veröffentlicht wurden. Es muss bei dieser Art der Quellen immer der theoretische Hintergrund der Wissenschaftler betrachtet werden. Hierbei muss beachtet werden, dass die Publikationen aus den 1970er Jahren schon einer ganz anderen gesellschaftlichen Entwicklung unterlagen und die Stellung der Frau aus dieser Zeit heraus in den 1950er Jahren deutlich kritischer betrachtet wurde, als in Veröffentlichungen aus den 1950er oder 1960er Jahren. Die Publikationen von verschiedenen Bundesministerien, auch die aus der Sowjetischen Besatzungszone, lagen zum großen Teil nicht im Original vor, sondern wurden aus der Veröffentlichung von Gunilla Budde<sup>1</sup> übernommen. Da es sich meist um Protokolle von Sitzungen und Berichten, herausgegeben von den Ministerien handelte, wurde sicherlich nicht jeder Sachverhalt in seiner Gänze dargestellt und geheime Absprachen meist nicht protokolliert oder gekürzt. Auch sind Veröffentlichungen des Deutschen Gewerkschaftsbundes meist progressiver als die der Kirche dieser Zeit. Auch Zeitungsartikel, welche für diese Arbeit herangezogen wurden, müssen immer unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden, dass diese meist Artikel waren, welche durch die Politik der damaligen Zeit platziert wurden mit dem Ziel die Meinung der Gesellschaft zu beeinflussen. Gerade in der DDR kamen diese Maßnahmen zum Einsatz, aber auch in Westdeutschen Zeitschriften war diese Tendenz zu erkennen.

Über die Situation von Ärztinnen in der Nachkriegszeit und den Folgejahren liegt nur wenig Forschungsliteratur vor. Aus diesem Grund wurden für diese Arbeit narrative Interviews angefertigt, um einen besseren Einblick in diese Zeit und das Leben von

---

<sup>1</sup> Vgl. Budde, Gunilla-Friederike: Frauen der Intelligenz. Akademikerinnen in der DDR 1945 bis 1975, in: Berding, Helmut, Kocka, Jürgen, Nolte, Paul, Ullmann, Hans-Peter, Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Band 162, Göttingen 2003.

Ärztinnen zu erlangen.<sup>2</sup> Die Methode der narrativen Interviews mit den Vorteilen, aber auch Schwächen dieser Vorgehensweise, wird im Folgenden aufgezeigt. Weiterhin soll die Herangehensweise an diese Arbeit auf den Grundlagen der Oral History bzw. der narrativen Interviews näher erläutert werden. Hierzu werden die beiden Theorien definiert und im Kontext erläutert.

### 1.1 Oral History

Oral History, also mündliche oder gesprochene Geschichte, bezeichnet eine Vorgehensweise, vornehmlich in den Sozial- und Geschichtswissenschaften beheimatet, bei welcher Personen als Ergänzung zu meist schon vorhandenen schriftlichen Quellen, durch Führen von Interviews zu bestimmten Zeitabschnitten oder auch zu ihrem ganzem Leben befragt werden. Diese Lebensgeschichten ermöglichen es durch einzelne Erlebnisse und Erzählungen einen Einblick in die Lebenswelt einzelner Gruppen, wie zum Beispiel Frauen oder Arbeiter, während eines bestimmten Zeitabschnitts zu erlangen.<sup>3</sup> Erstmals angewendet und definiert wurde die Methode der Oral History in den USA der 1940er Jahre. Für die Wissenschaftler war dies meist die einzige Möglichkeit, Zeitzeugenberichte, vor allem von Politikern, zu bekommen bzw. etwas über die politische Geschichte zu erfahren, da die jeweiligen Administrationen Eigentümer von allen Akten und Dokumenten waren und diese meist an bestimmte Universitäten gestiftet hatten. Des Weiteren stellten Zeitzeugenberichte der Native Americans, also der indigenen Bevölkerung Amerikas, eine Möglichkeit dar, etwas über deren Geschichte zu erfahren.<sup>4</sup> In Deutschland kam Oral History etwa ab den 1970er Jahren zur Anwendung. Anders als in den USA, dort wurde und wird Oral History meist durch den Journalismus genutzt<sup>5</sup>, fand sie in Deutschland ihren Ursprung bei der Aufarbeitung des Nationalsozialismus und die Beeinflussung der Gesellschaft der Nachkriegszeit durch die Ereignisse dieser Zeit.<sup>6</sup> Im Rahmen der Oral History werden Personen befragt, die Teil eines Zeitraumes waren, welcher historische Ereignisse beinhaltet, über welche der Befragter Näheres erfahren möchte. Die Interviews werden mit einem Tonbandgerät aufgezeichnet

---

<sup>2</sup> Die Interviews sind anonymisiert im Archiv des Deutschen Ärztinnenbundes zu finden.

<sup>3</sup> Vgl. Hillmann, Karl-Heinz (Hrsg.), 2007: Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart S. 649.

<sup>4</sup> Vgl. Wierling Dorothee: Oral History, in: Maurer, Michael (Hrsg.), 2003: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 81-151, (Aufriss der Historischen Wissenschaft, Band 7), S. 83-84.

<sup>5</sup> Vgl. Obertreis, Julia (Hrsg.): Oral History, in: Basistexte – Geschichte, Bd. 8, Stuttgart 2012, S. 8.

<sup>6</sup> Vgl. Obertreis, Julia, 2012: S. 9.

und anschließend transkribiert. Hierdurch werden genaue Textanalysen möglich und die Interviews sind für Forscherinnen und Forscher zugänglich. Seit Erfindung des Tonbandgerätes in den 1950er Jahren ist es nun möglich, Personen zu ihrer Lebensgeschichte zu befragen, welche ihre Geschichte vorher nicht mitgeteilt hätten. Meist wurden vor Anwendung der Oral History nur Lebensgeschichten von Personen bekannt, welche selbst eine Autobiographie über ihr Leben verfasst hatten, also meist von Politikern und Personen von gesellschaftlichem Interesse.<sup>7</sup> Neben Überlieferungen der führenden Elite war es nun möglich, auch Personengruppen aus dem Alltag zu befragen. Vor allem wuchs das Interesse an der Geschichte des Arbeitermilieus, der Frauen und Minderheiten. Durch die Oral History konnte also versucht werden, die Alltagsgeschichte von Personen ohne Macht nachzuvollziehen, darzustellen und dadurch auf die Geschichte von Gruppen zu schließen. Neben den Geschichtswissenschaften bedient sich auch die Soziologie der Methode Oral History. In den Geschichtswissenschaften allerdings werden die Lebensgeschichten immer in einen Kontext mit der Vergangenheit, den Umständen zu der jeweiligen Zeit gestellt. Es wird, wenn auch weniger als in der Soziologie, dennoch auch ein Augenmerk auf die aktuelle Lebenssituation des, der Befragten gelegt. Auch ist eine „Typenbildung“<sup>8</sup> und die Einordnung in eine Theorie in den Geschichtswissenschaften weniger im Fokus, im Vergleich zu den Sozialwissenschaften.<sup>9</sup>

## 1.2 Verschiedene Arten von Gedächtnis

Wenn man mit Lebensgeschichten und Oral History arbeitet, muss man sich vorab Gedanken über die jeweiligen Gedächtnisarten machen.<sup>10</sup> So verbessert sich das Verständnis darüber, wie sich Menschen Erlebtes merken und auf welche Weise sie Erinnerung aus ihrem Gedächtnis heraus wiedergeben.

---

<sup>7</sup> Vgl. Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt am Main 1980, S. 8.

<sup>8</sup> Wierling, Dorothee, 2003: S. 87.

<sup>9</sup> Vgl. Wierling, Dorothee, 2003: S. 86, 87.

<sup>10</sup> Konkret geht es hier um das autobiographische, das kollektive Gedächtnis und eine Unterscheidung zwischen linearer und zyklischer Zeit, vgl. Bertaux, Daniel, Bertaux-Wiame, Isabelle, 1980: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis, in: Niethammer, Lutz (Hrsg.), 1980: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt am Main, S. 108-122.



### 1.2.1 Das autobiographische Gedächtnis

Eine Person, welche zu ihrem Leben befragt wird, aktiviert ihr „autobiographisches Gedächtnis“<sup>11</sup> bzw. rekonstruiert Erlebtes auf eine bestimmte, bei jeder Person unterschiedliche Art und Weise. Selbst wenn Personen das Gleiche durchlebt haben, stellen diese das Erlebte aus anderen Blickwinkeln dar, gewichten verschiedene Aspekte unterschiedlich und sortieren manches, meist sogar unbewusst, aus. Oft hinterlässt der Alltag weniger Erinnerungen als besondere Anlässe und Ereignisse, z.B. Urlaube oder Familienfeste, aus deren Zeiten noch Bildmaterial existiert. Durch die Momentaufnahmen kann man sich meist an ausgesuchte Ereignisse besser erinnern.<sup>12</sup>

Negative Erfahrungen und Erlebnisse filtert das Gehirn meist aus und die Erinnerung an diese ist nicht mehr so gut, wie an die positiven Lebensabschnitte. Auch fällt es Personen, welche schon häufiger ihre Lebensgeschichte erzählt haben, leichter über ihr Leben zu berichten und sie sind geübt darin, ihre Erinnerungen aus dem Gedächtnis heraus wieder zu aktivieren. In diesem Zusammenhang spielt auch immer die Gegenwart eine Rolle für das Erinnern. Das Ehepaar Bertaux, Soziologen, nutzt das Beispiel von Bäckern, welche sie für eine Studie über ihre Lehrzeit befragt haben. Hier machte es einen großen Unterschied, ob die Befragten selbst in ihrem Arbeitsleben Arbeitgeber geworden oder Arbeitnehmer geblieben sind. Die Arbeitnehmer berichteten weit negativer über ihre Lehrzeit, erinnerten sich an die strenge Zeit der Ausbildung, als die späteren Arbeitgeber, welche die Lehrzeit als einen Abschnitt auf dem Weg zu ihrer Selbstständigkeit, ihrem Geschäft sahen. Somit wird deutlich, dass Erinnern immer eine subjektive Erfahrung darstellt und auch als solche angesehen werden sollte. Ebenfalls ist die Perspektive entscheidend, aus welcher der Befragte seine Erinnerung wiedergibt. Sie ist an verschiedenen Punkten des Lebens meist unterschiedlich und die Sicht auf die Erinnerung ist einem ständigen Wandel unterworfen. Die aktuellen Lebensumstände und die Situation des Befragten spiegeln sich immer in der Erinnerung wider.<sup>13</sup> Erinnern hat immer einen „Gegenwartsbezug und konstruktiven Charakter“<sup>14</sup> Verändert sich die Gegenwart, verändert sich in den meisten Fällen auch die Sicht auf Vergangenes.<sup>15</sup>

---

<sup>11</sup> Bertaux, Bertaux-Wiame 1980: S. 110.

<sup>12</sup> Vgl. Bertaux, Bertaux-Wiame 1980: S. 110-111.

<sup>13</sup> Vgl. Bertaux, Bertaux-Wiame 1980: S. 110-112.

<sup>14</sup> Erll 2017: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, Stuttgart 2007, S. 6.

<sup>15</sup> Vgl. Erll 2017: S. 6.

Ebenso spielt die Lebenserfahrung zum Zeitpunkt der Befragung eine Rolle. Auch durch diese wird das Erinnerte des Befragten verändert und anders bewertet. Die Interviewsituation selbst spielt auch eine Rolle für die Erzählungen des Befragten. Fühlt er sich wohl und herrscht eine gewisse Sympathie für den Befrager, dann wird der Interviewte höchstwahrscheinlich andere Aspekte seines Lebens preisgeben, als wenn dies nicht der Fall gewesen ist.<sup>16</sup>

### 1.2.2 Das kollektive Gedächtnis

Der Begriff „kollektives Gedächtnis“ geht auf den Soziologen Maurice Halbwachs zurück und „ist ein Oberbegriff für all jene Vorgänge biologischer, psychischer, medialer und sozialer Art, denen Bedeutung bei der wechselseitigen Beeinflussung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in kulturellen Kontexten zukommt.“<sup>17</sup> Das kollektive Gedächtnis stellt das Netz her, in welchem alle individuellen Gedächtnisse verbunden sind.<sup>18</sup> Nach Halbwachs werden nur solche Erinnerungen ins Gedächtnis aufgenommen, welche auch eine Relevanz für die Gruppe, aus welcher die befragte Person stammt, welcher sie sich zugehörig fühlt, darstellt. Somit werden die einzelnen Erinnerungen der Mitglieder einer Gruppe dann zu deren kollektivem Gedächtnis. „Das kollektive Gedächtnis repräsentiere [...] die Innensicht einer Gruppe.“<sup>19</sup> Es ist jedoch zu beachten, dass jede befragte Person verschiedenen Gruppen angehört, etwa eine befragte Frau, welche zu einer bestimmten Zeit studiert hat, Ehefrau und Mutter ist. Die Zugehörigkeit zu diesen verschiedenen Gruppen wirkt sich somit auch auf das Erinnerte aus.<sup>20</sup>

### 1.3 Narrative Interviews

Die Methode des narrativen Interviews wurde in den 1970er Jahren durch den Soziologen Fritz Schütze begründet. Wenn Individuen einer Gesellschaft kommunizieren, entsteht durch diese Kommunikation, welche natürlichen Prozessen unterliegt und stets fluktuiert, die soziale Wirklichkeit.<sup>21</sup> Schütze nutzte verschiedene Theorien, um seine Methode zu beschreiben. Unter anderem der Phänomenologie von Alfred Schütz, dem

---

<sup>16</sup> Vgl. Bertaux, Bertaux-Wiame, 1980: S. 112-113.

<sup>17</sup> Erll 2017: S. 15.

<sup>18</sup> Vgl. Hillmann 2007: S. 263.

<sup>19</sup> Wierling 2003: S. 102.

<sup>20</sup> Vgl. Wierling 2003: S. 97-99.

<sup>21</sup> Vgl. Küsters, Ivonne (Hrsg.): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen, Wiesbaden 2009: S. 18.

Symbolischen Interaktionismus von George Mead und der Grounded Theory von Anselm Strauss und Barney Glaser.<sup>22</sup> Zum Verstehen der sozialen Wirklichkeit wird die Kommunikation analysiert „zunächst [...] auf die in ihnen wirksamen Mechanismen der gegenseitigen Bezugnahme“<sup>23</sup>, anschließend dann die Inhalte. Uwe Flick definierte drei Ziele der qualitativen Forschung:

„Die Erfassung subjektiver Sichtweisen, [...] die Erforschung der interaktiven Herstellung sozialer Wirklichkeiten und [...] die Identifikation der kulturellen Rahmungen sozialer Wirklichkeit.“<sup>24</sup> Es gilt also herauszufinden, wie die soziale Wirklichkeit von der befragten Person gesehen und empfunden wird. Dieses herauszufinden ist nicht immer ganz einfach für die Forscherin, den Forscher, da durch ein Interview nicht alle Sichtweisen des Befragten zur Wirklichkeit erkannt werden können. In qualitativen Interviews werden der/dem Befragten keine Antworten vorgegeben, bzw. gezielte Fragen gestellt, diese werden offengehalten und geben so dem Interviewten die Möglichkeit, das zu erzählen, was sie oder er als wichtig erachten. Dieses führt zu einer weitaus umfangreicheren Auswertungsarbeit als bei Interviews mit vorgegebenen Fragen bzw. einem klar strukturierten Fragenkatalog.<sup>25</sup>

Trotz des freien Erzählens und der fehlenden starren Struktur der Interviews wird die/der Befragte dennoch beeinflusst. Zwar nicht so sehr, wie bei Leitfadeninterviews, trotzdem müssen Beeinflussungen bei der Erhebung und Auswertung der Interviews berücksichtigt werden. Vor allem bei Leitfadeninterviews, aber auch in gewissem Maß bei narrativen Interviews, sind mehrere Verzerrungen möglich. Zum einen durch die Interviewsituation selbst entsteht – auch wenn die/der Interviewer nichts sagt – trotzdem eine Interaktion bzw. Kommunikation zwischen beiden. Rückfragen oder Einwürfe des Interviewers können auch dazu führen, dass die/der Befragte anders antwortet als geplant. Aber auch die Vorstellung des Befragten darüber, was er auf Grund von sozialen Konventionen zu antworten habe, beeinflusst die Erzählungen. So werden häufig schwierige Lebensabschnitte, wie etwa Scheidungen, nicht erwähnt, ebenso wie traurige oder schlimme Erfahrungen in den Lebensberichten meist nicht vorkommen. Auch ver-

---

<sup>22</sup> Vgl. Bohnsack, Ralf (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden, Opladen 2003, S. 91.

<sup>23</sup> Küsters 2009: S. 18.

<sup>24</sup> Flick, Uwe (Hrsg.), 1996: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek, S. 28 ff.

<sup>25</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 19-20.

suchen manche Befragten so zu antworten, wie sie glauben, dass es der Interviewer hören möchte, bzw. was dieser für wichtig empfindet. Alle diese Verzerrungen müssen schon beim Interview und schließlich auch bei der Auswertung berücksichtigt werden.<sup>26</sup> Das narrative Interview, also die Interviewform ohne Vorgaben von Fragen oder eines Leitfadens, umgeht diese Probleme zwar weitgehend, da es die/den Befragten frei über sein Leben erzählen lässt. Die/der Befragte durchlebt durch die Erzählung somit seine Vergangenheit nochmal und kann sie dadurch relativ authentisch wiedergeben. Dennoch müssen die möglichen Verzerrungen auch bei dieser Interviewform berücksichtigt werden.<sup>27</sup> Die Fähigkeit, die eigene Lebensgeschichte erzählen zu können, beeinflusst ebenfalls ein narratives Interview. Auch wenn Schütze davon ausgeht, dass dies jeder Mensch kann<sup>28</sup>, zweifelt zum Beispiel Fuchs-Heinritz daran, dass jeder Mensch, unabhängig von seiner Herkunft und des Bildungsgrades, fähig ist, seine Lebensgeschichte zu erzählen.<sup>29</sup> Auch kann es zu Verzerrungen führen, wenn Befragte schon oft ihre Lebensgeschichte erzählt haben und eine gewisse Routine entwickeln konnten. Dieses findet man häufig bei Befragten, welche schon in einer psychologischen und psychiatrischen Therapie waren. Eben diese Interviewten haben in den Sitzungen auch oft schon Deutungen ihrer Lebensgeschichte erfahren und bringen diese häufig mit ein. Aber auch Personen, welche in Führungspositionen arbeiten oder die auf Grund ihrer Lebensgeschichte diese schon häufiger wiedergegeben haben, entwickeln eine Erzählung über ihr Leben, welche nicht mehr spontan entstanden ist, sondern eingeübt wurde. Sie wissen häufig schon, wie sie ihre Erzählung gliedern und welche Erzählstränge sie weglassen, bzw. besonders ausbauen.<sup>30</sup> Falls die Befragten in den Interviews nicht die Wahrheit erzählen, sondern zum Beispiel eine fiktive Lebensgeschichte darstellen oder Teile hinzuerfinden, geht Schütze davon aus, dass man dieses in der Textauswertung erkennen würde, zum Beispiel durch Brüche in der Erzählung. Auch kann die/der Interviewer schon während der Befragung merken, dass ein Teil der Erzählung nicht ganz der Wahrheit entspricht und könnte im Nachfrageteil nochmals genauer darauf eingehen und so die Vermutung bestätigen bzw. überprüfen. Die Kritiker dieses Punktes führen

---

<sup>26</sup> Vgl. Schütze, Fritz: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I., Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Hagen 1987, S. 259.

<sup>27</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 22-23.

<sup>28</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 31.

<sup>29</sup> Vgl. Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung, Wiesbaden 2005, 3. überarbeitete Auflage, S. 181.

<sup>30</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 32.

an, dass es durchaus möglich ist, die Unwahrheit so in der Erzählung zu verschleiern, dass es für den Interviewer nicht möglich wäre, das Gesagte als falsche Geschichte zu identifizieren.<sup>31</sup> Auch speichert das Gedächtnis manches Erlebte anders ab als es tatsächlich war, oftmals werden negative Erinnerungen nicht in das Langzeitgedächtnis aufgenommen.<sup>32</sup>

Wie schon bei der Oral History, bildet auch das narrative Interview nur die Vergangenheit ab, wie sie die/der Befragte aus der aktuellen Gegenwart sieht. Sie wurde ebenfalls durch Erfahrungen und Erlebnisse entwickelt und wird teilweise aus einem neuen Blickwinkel betrachtet und anders durch die/den Befragten in der Gegenwart interpretiert.<sup>33</sup> Schütze meint jedoch, dass diese Veränderungen der Sicht auf die Vergangenheit im Text erkennbar sind und eine Reflexion der Vergangenheit durch den Befragten diesen noch näher an die vergangenen Situationen heranbringt.<sup>34</sup> Die Soziologin Gabriele Rosenthal hingegen geht nicht davon aus, dass eine Trennung von Geschichte, also Vergangenen von der Gegenwart und den Erfahrungen, welche nach dem Erlebten gemacht wurden, möglich ist. „Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen verweisen also sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben.“<sup>35</sup> Auch der Soziologe Harald Welzer argumentiert, dass Erlebtes anders in der Gegenwart erinnert wird, als es sich zum Zeitpunkt des Erlebens ereignet hatte.<sup>36</sup>

Die Erhebung eines narrativen Interviews ist allerdings auch an Voraussetzungen geknüpft, welche die/der Befragte, bzw. seine Lebensgeschichte erfüllen sollte. Die/der Befragte muss an den Geschehnissen, über welche sie oder er befragt werden soll auch teilgehabt haben und die jeweiligen Vorgänge nicht nur aus Erzählungen kennen. Narrative Interviews können nur „Prozesse“<sup>37</sup> abbilden, also Vorgänge, welche sich in der Geschichte der Erzählerin, des Erzählers weiterentwickelt haben. Tägliche Routine ist

---

<sup>31</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 35.

<sup>32</sup> Vgl. Welzer, Harald: Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in BIOS, Jg. 13, H. 1., Opladen 2000: S. 51 f.

<sup>33</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 34.

<sup>34</sup> Vgl. Schütze 1987: S. 27.

<sup>35</sup> Rosenthal, Gabriele: Biographische Forschung, in: Schaeffer, Doris, Müller-Mundt Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung, Bern 2002, S. 137.

Rosenthal führt das Beispiel eines Befragten an, welcher an Multipler Sklerose erkrankt war. Dieser erzählte von einer heruntergefallenen Tasse, weil dieses Ereignis für ihn nach seiner Diagnosestellung klar auf seine Krankheit zurückzuführen war. Ohne diese Diagnose hätte er sich höchstwahrscheinlich nicht an dieses dann unwichtige Ereignis erinnern können. Vgl. Küsters 2009: S. 34.

<sup>36</sup> Vgl. Welzer 2000: S. 60.

<sup>37</sup> Küsters 2009: S. 30.

nur schwer in einem narrativen Interview abzubilden, es gibt an ihr nichts Erzählbares, sie ist nur beschreibbar.<sup>38</sup>

### 1.3.1 Die Erhebung narrativer Interviews

Nachdem festgelegt wurde, welches Forschungsdesign für die Arbeit herangezogen werden soll, werden die Interviews geführt. Im Vorfeld sollte, wenn passende Interviewpartnerinnen und Interviewpartner gefunden wurden, ein Termin vereinbart und eine Vorstellung der eigenen Person mit dem Grund für die Befragung erfolgen. Das Interview wird mit einem Diktiergerät aufgezeichnet und die/der Befragte muss vorab über eine Anonymisierung der Daten und deren ausschließlichen Verwendung dieser für Datenzwecke aufgeklärt werden.

Die Interviewerin/der Interviewer beginnt das Interview mit einer Eingangsfrage, welche bei allen Interviews annähernd gleich formuliert sein sollte. „Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie auch erst mal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen zu Fragen machen, auf die ich später dann noch eingehen werde.“<sup>39</sup> Durch diese offene Eingangsfrage werden nur wenige Vorgaben durch die Interviewerin/den Interviewer gegeben. Die/der Befragte soll sich nicht auf bestimmte Phasen ihres oder seines Lebens beschränken, sondern möglichst ihre oder seine ganze Lebensgeschichte erzählen, ungeachtet, ob ein bestimmter Lebensabschnitt für die Interviewerin/den Interviewer von besonderer Bedeutung ist, so können Zusammenhänge besser erfasst werden. Es sollte darauf geachtet werden, dass eine möglichst natürliche Erzählsituation entsteht. So sollte auch die Eingangsfrage flüssig vorgetragen werden, damit nicht schon von Beginn an eine gestellte Situation entstehen kann. Im Anschluss kann die/der Befragte frei erzählen und wird möglichst nicht durch die Interviewerin/den Interviewer unterbrochen. Darauf sollte die Interviewerin/der Interviewer ebenfalls im Vorfeld hinweisen.<sup>40</sup> Durch Unterbrechungen besteht die Gefahr, dass die/der Befragte in ihrem/seinem Erzählfluss unterbrochen wird und im Anschluss keine flüssige Geschichte mehr wiedergegeben werden kann oder sich die/der Befragte zu

---

<sup>38</sup> Vgl. Schütze 1987: S. 243 f.

<sup>39</sup> Fischer-Rosenthal, Wolfram, Rosenthal, Gabriele: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation, in: Hitzler, Ronald, Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen 1997, S. 141.

<sup>40</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 44-50.

sehr auf die Nachfragen konzentriert.<sup>41</sup> Die Interviewerin/der Interviewer sollte versuchen durch Bestärken, Nicken oder Blickkontakt einen Erzählfluss aufrecht zu erhalten. Auch kann man lachen oder ernst sein, wenn es das aktuelle Thema verlangt. Jedoch sollten keine Wertungen dadurch ausgedrückt werden.<sup>42</sup> Ebenfalls ist es notwendig mögliche Erzählpausen als Interviewerin und Interviewer auszuhalten und nicht zu schnell mit einer Nachfrage bzw. Aufforderung, weiter zu erzählen, einzugreifen.<sup>43</sup> Am Ende einer Erzählung steht die Koda, eine Art Schluss, welche durch die/den Befragten gesetzt wird, um anzudeuten, dass die Erzählung nun beendet ist.

Die Interviewerin/der Interviewer stellt im Anschluss an die Erzählung noch immanente Nachfragen. Hier kann nochmal auf besondere Ereignisse näher eingegangen werden oder offene Fragen zu bestimmten Erzählabschnitten besprochen werden. Meist gehen diese aus den Notizen hervor, welche sich die Interviewerin/der Interviewer während des Interviews gemacht hat. Hier bietet sich ein chronologisches Vorgehen an. In einer weiteren Nachfragephase folgt das exmanente Nachfragen. In diesem Teil kann die Interviewerin/der Interviewer Themen anbringen. Auch können hier Hinweise auf weitere mögliche Interviewpartner gefunden werden.<sup>44</sup> In einem abschließenden Teil werden soziodemographische Daten erhoben. Hierfür sollte im Vorhinein eine konkrete Liste erstellt werden.<sup>45</sup> Die soziodemographischen Fragen beinhalten Daten zur Person, etwa dem Geburtsdatum, wann die Schule abgeschlossen wurde, das Datum des Examens, die Kinderzahl, den Familienstand usw. Es ist wichtig, dass diese Fragen nach dem eigentlichen Interview gestellt werden, damit diese ebenfalls nicht in den Fokus der Befragung rücken und die/der Interviewte zu zentriert auf die Beantwortung von harten Fakten ist.

Nun ist die eigentliche Befragung, das Interview, beendet und das Tonbandgerät kann ausgeschaltet werden. In einem Nachgespräch bedankt sich die Interviewerin/der Interviewer für das Gespräch. Häufig werden in diesem Nachgespräch durch die/den Befragten nochmals Themen angesprochen, es empfiehlt sich diese noch gewonnenen Informationen zeitnah nach dem Treffen zu notieren. Auch möchten die Befragten oft noch darüber Informationen erhalten, was genau mit dem Interviewmaterial geschieht, für

---

<sup>41</sup> Vgl. Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997: S. 143.

<sup>42</sup> Vgl. Schütze 1987: S. 187 ff.

<sup>43</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 59.

<sup>44</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 60-64.

<sup>45</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 48.

welches Projekt es verwendet wird. Ein Interviewprotokoll, mit der Beschreibung der Interviewsituation, an welchem Ort das Interview stattgefunden hat, die Art der Begrüßung, die Stimmung der/des Befragten und die Sympathie zwischen den Interviewpartnern, wird im Anschluss an das Gespräch angefertigt. Hier zeigen sich meist schon erste Analysetendenzen. Es ist notwendig eine Distanz zur/zum Interviewten herzustellen, Gespräche über eine Lebensgeschichte können sehr emotional sein und auch die Interviewerin/den Interviewer beeinflussen. Die Tonbandaufnahmen werden transkribiert, hierbei werden Orte und Namen anonymisiert.<sup>46</sup>

### 1.3.2 Das missglückte Interview

Als nicht gelungen gilt ein Interview, wenn die/der Befragte sich im Vorfeld genau überlegt hat, was sie/er antworten wird, sozusagen eine Vorlage erstellt hat und es nicht zu einer „Stegreiferzählung“<sup>47</sup> kommt. Auch Fehler von Seiten der Interviewerin/des Interviewers können zu einem Misslingen des Interviews führen. So kann ein falscher Stimulus zu Beginn, oder häufiges Nachfragen zu einer Unterbrechung oder einem nicht Zustandekommen einer Erzählung führen. Die Interviewerin/der Interviewer kann bei fehlendem Erzählfluss durch behutsames Nachfragen es allerdings noch schaffen, ein verwertbares Interview zu bekommen. Bei aufeinanderfolgenden Fragen und Antworten gestaltet sich dies schon schwieriger.<sup>48</sup> Es gilt jedoch zu beachten, dass verschiedene Interviewpartnerinnen und -Partner ihre Geschichte auch auf verschiedene Weise erzählen, dies sollte ebenfalls beachtet werden und kann sich als interessant für die Analyse herausstellen, bevor man ein Interview als misslungen einstuft.<sup>49</sup> Auch können zu starke emotionale Reaktionen der Befragten dazu führen, dass das Interview unterbrochen werden muss. Hier kann die Interviewerin/der Interviewer durch Empathie versuchen, der/dem Befragten beizustehen, sie zu beruhigen, um dadurch das Interview weiterführen zu können.<sup>50</sup>

---

<sup>46</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 64-66.

<sup>47</sup> Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin, Robert, Günther (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78.

<sup>48</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 66-67.

<sup>49</sup> Vgl. Rosenthal, Gabriele: „...wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Opladen 1987, S. 127.

<sup>50</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 68.



#### 1.4 Die Interviews der Forschungsarbeit

Das Kernstück dieser Forschungsarbeit besteht aus den biographischen Interviews, welche jeweils in einem direkten Gespräch mit den Interview-Partnerinnen geführt wurden. Als Forschungsdesign wurden 10 narrative Interviews mit Frauen geführt, welche in der Nachkriegszeit und in den darauffolgenden Jahren bis etwa 1970 als Ärztinnen gearbeitet haben oder sich im Medizinstudium befanden. Die Suche nach Interview-Partnerinnen gestaltete sich einfacher, als zu Beginn angenommen. Zu Beginn wurde davon ausgegangen, nicht mehr genug lebende Kolleginnen ausfindig machen zu können, welche noch adäquat auf die Fragen reagieren würden und welche dazu noch bereit wären, ihr Leben mit allen positiven sowie negativen Facetten darzustellen. Nach der Kontaktaufnahme mit dem Deutschen Ärztinnenbund konnte über deren Emailverteiler eine Email mit dem Interview-Gesuch und der Erklärung des Inhaltes der Doktorarbeit versendet werden. Auf den Aufruf meldeten sich die meisten Frauen selbst, oder aber Praxis-Nachfolgerinnen und Praxis-Nachfolger. Die Email wurde des Weiteren über einen Allgemeinmedizin-Verteiler verschickt, auch hier gingen einige Rückmeldungen ein. Über die Regionalgruppe Würzburg des Deutschen Ärztinnenbundes konnten ebenfalls einige Interview-Partnerinnen gefunden werden. Weiterhin in einem Wohnstift durch einen Aushang.

Einige wenige negative Rückmeldungen, eine per Email und eine per Telefon, besagten, dass das Vorhaben aussichtslos sei, die gesuchten Kolleginnen sicher nicht mehr leben würden und es sowieso fast keine Frau gäbe, welche zu dieser Zeit gearbeitet hätte.

Die meisten Frauen waren jedoch nach einem Telefonat bereit, ein Interview zu führen, auch wenn fast alle Befragten die Befürchtung äußerten, dass sie sicher nicht genug zu erzählen hätten. Telefonisch wurde ein kurzes Vorgespräch geführt, um die erste Verbindung zu knüpfen und einen Termin für ein Interview zu fixieren.

Die für diese Arbeit interviewten Ärztinnen leben alle in Deutschland und wurden in einem direkten Interview mit Audio-Aufzeichnung befragt. Zur Aufzeichnung wurde ein Diktiergerät benutzt und die Gesprächspartnerinnen vorher über die Anonymität und die Nutzung der Audiodateien ausschließlich für diese Arbeit aufgeklärt. Das Interview bestand aus einer standardisierten Eingangsfrage, so wenigen Nach- bzw. Zwischenfragen wie möglich und einem abschließenden Teil mit exmanenten Fragen, meist zur Zusammenfassung und besseren Übersicht. Wichtige Informationen aus einem Nachge-

spräch wurden direkt handschriftlich erfasst.<sup>51</sup> Die Interviews basieren auf narrativen Interviews nach Fritz Schütze und der Theorie der Oral History. Diese bestehen, wie oben näher erläutert, aus einer standardisierten Eingangsfrage, bzw. einem Einleitungssatz, welcher in dieser Arbeit konkret folgender war. „Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie auch erst mal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen zu Fragen machen, auf die ich später dann noch eingehen werde.“<sup>52</sup>

Die Inhalte der Interviews werden in der folgenden Arbeit in einen historischen Kontext gesetzt. Die Interviews werden nach Möglichkeit mit anderen Quelltypen zu einer multiperspektivischen Gesamtdarstellung verknüpft.<sup>53</sup> Da mit zehn Interviews eine überschaubare Zahl an Samples erhoben wurde, können einige Gemeinsamkeiten herausgearbeitet werden, aber auch Gegensätze in den Lebensgeschichten sind erkennbar, zwei besonders Eindrückliche werden in einem eigenen Teil gegenübergestellt. Die Analyse der Interviews basiert auf den angeführten Möglichkeiten der Auswertung, welche die Oral History Expertin Dorothee Wierling in ihrem Aufsatz „Oral History“<sup>54</sup> aufzeigt. Hierfür wurden die gesellschaftlichen Gegebenheiten der damaligen Zeit analysiert und der Fokus auf die Stellung der Frau in der Gesellschaft der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren gerichtet. Die Frauenbildung, welche die Schulzeit und den Besuch einer Universität beinhaltet und die Situation der Frauenarbeit wird skizziert und in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext gesetzt, dabei wird zwischen Westdeutschland und der Deutschen Demokratischen Republik unterschieden. Die Frau als Ärztin wird in einem folgenden Teil dargestellt, vor allem hier bilden die Interviews den Großteil der Information über diese Zeit und es kann ein erster Einblick gewonnen werden, wie sich die Situation für eine Frau als Ärztin damals darstellte. In einem letzten Abschnitt der Arbeit wird der Film „Die Landärztin“ aus dem Jahr 1956 herangezogen. Bei diesem Film, der eher dem Genre Heimatfilm als dem des Arztfilmes zugeordnet werden kann, wird schon deutlich, dass die Stellung der Frau und der Beruf der Ärztin eine Veränderung erlebt hat. In wie weit sich dieser mit den lebensgeschichtlichen Interviews deckt

---

<sup>51</sup> Vgl. Küsters 2009: S. 46-48.

<sup>52</sup> Fischer-Rosenthal, Rosenthal 1997: S. 133-164.

<sup>53</sup> Wierling 2003: S. 147.

<sup>54</sup> Vgl. Wierling 2003.

und welche Unterschiede bestanden haben, wird in einem abschließenden Teil erarbeitet.

## 2. Geschlechterordnung in Deutschland in der Nachkriegszeit und den Folgejahren

Die Stellung der Frau erfährt in der modernen Gesellschaft eine immer bessere Position, sowohl durch eine Einbindung in die Erwerbswelt als auch durch Zugang zum Bildungssystem.<sup>55</sup> Dennoch bestand und besteht zwischen den Geschlechtern weiterhin ein „Macht- und Tauschverhältnis“<sup>56</sup>, welches sich stetig verändert. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in den darauffolgenden Nachkriegsjahren und den Jahren des Wirtschaftswunders in den 1950er Jahren unterlag die Stellung der Frau einem stetigen Wandel. Im folgenden Kapitel soll die Geschlechterordnung in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit bis in die 1960er Jahre hinein näher beleuchtet werden. Inwieweit spielten Frauen in der Arbeitswelt eine Rolle, welche Positionen nahmen die Frauen in den Familien ein und welche Möglichkeiten gab es für Frauen am Bildungssystem teilzuhaben? Welche Kräfte hatten neben dem politischen System noch Einfluss auf die Geschlechterordnung in der Nachkriegszeit bis in die 1960er Jahre? Auch dürfen die Medien und die Wissenschaft dieser Zeit nicht unbeachtet bleiben. Auch diese haben, neben den anderen Genannten, zur Meinungsbildung in der Gesellschaft beigetragen und die Positionen der Frauen, bzw. beider Geschlechter, grundlegend gestaltet. Neben der allgemeinen Betrachtung der Geschlechterordnung zu dieser Zeit, soll in einem zweiten Teil genauer auf die Situation von Frauen an der Universität und schließlich im Beruf der Ärztin eingegangen werden. Dabei darf nicht die Infrastruktur der Universitäten zu dieser Zeit außer Acht gelassen werden. Um einen genaueren Einblick in das Leben von Frauen, Studentinnen und Ärztinnen in dieser Zeit zu bekommen, wurden zehn Interviews mit Frauen geführt, welche zu der genannten Zeit Medizin studiert und/oder als Ärztin gearbeitet haben. Es wird die Position der Frau in der damaligen Gesellschaft mit den lebensgeschichtlichen Erzählungen, Erfahrungen und Erlebnissen verglichen.

---

<sup>55</sup> Vgl. Hillmann 2007: S. 287-286.

<sup>56</sup> Vgl. Hillmann 2007: S. 287.

## 2.1 Die Stellung von Frauen in der Nachkriegszeit und den fünfziger Jahren in Westdeutschland

Viele Männer galten nach dem Krieg als vermisst, waren gefallen oder in Kriegsgefangenschaft. Dieser Sachverhalt kann durch die Ergebnisse der Volkszählung von 1946 verdeutlicht werden, welche zum Ergebnis hatte, dass vier Millionen mehr Frauen als Männer in der Westzone lebten.<sup>57</sup> Von 1945 an wurde in den Besatzungszonen die Pflichtarbeit, auch für Frauen, eingeführt. Dadurch wurde es für die Besatzungsmächte möglich, zur Ausführung von nötigen Arbeiten Menschen aus der deutschen Bevölkerung einzusetzen.<sup>58</sup> Die Zahlungen von Familienunterhalt wurden mit Kriegsende eingestellt und die Rentenversicherungen, sowie die Unterstützung der Hinterbliebenen wurden gestrichen oder gekürzt.<sup>59</sup> Von diesen Einschränkungen waren in der Folge vor allem Frauen betroffen und so wurde es zu deren Aufgabe, sich in der Berufswelt zu etablieren und Arbeitsstellen und Arbeitsfelder zu übernehmen, die sonst für Männer vorgesehen waren.<sup>60</sup> Frauen wurden nicht nur in Frauenberufen eingesetzt, wie etwa in der Textilbranche oder in Verwaltungen,<sup>61</sup> sondern bei jeder Art von Arbeit, auch im Bergbau, in Industriezweigen der Metallverarbeitung, Maschinenbau und in der Eisenindustrie, aber auch als LKW-Fahrerinnen und Straßenbahnschaffnerinnen.<sup>62</sup> 51,4% der Beschäftigten in der Land- und Forstwirtschaft waren Ende der 1940er Jahre weiblich.<sup>63</sup> Schwere Arbeit wurde von den Frauen oft bevorzugt übernommen, weil mit ihr wertigere Lebensmittelkarten und höhere Lebensmittelzuteilungen verbunden waren.<sup>64</sup> Neben der teilweise harten Arbeit blieb auch die Organisation der Familie in den allermeisten Fällen ihre alleinige Aufgabe. 1948 wurde schließlich zur Unterstützung der erwerbstätigen Frau der Haushaltstag eingeführt. Dieser ging aus der von den Nationalsozialisten

---

<sup>57</sup> Vgl. Ruhl, Klaus-Jörg (Hrsg.): Unsere verlorenen Jahre. Frauenalltag, in: Kriegs- und Nachkriegszeit 1929-1949 in Berichten, Dokumenten und Bildern, Darmstadt und Neuwied 1985, S. 193.

<sup>58</sup> Vgl. Ruhl, Klaus-Jörg (Hrsg.): Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit (1945-1963), München 1994, S. 27.

<sup>59</sup> Vgl. Ruhl, Klaus-Jörg (Hrsg.): Frauen in der Nachkriegszeit. 1945-1963. München 1988, S. 39 – 40.

<sup>60</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Petra, Krallmann, Kristina: Akademische Bildung – eine Chance zur Selbstverwirklichung für Frauen? Lebensgeschichtlich orientierte Interviews mit Gymnasiallehrerinnen und Ärztinnen der Geburtsjahre 1909-1923, Weinheim 1988, S. 177.

<sup>61</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 51.

<sup>62</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 40.

<sup>63</sup> Vgl. Delille, Angelika, Grohn, Andrea (Hrsg.): Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Familienpolitik in den 50er Jahren, Berlin 1985, S. 16.

<sup>64</sup> Vgl. Mehnert, Klaus, Schulte, Heinrich (Hrsg.): Deutschland-Jahrbuch, Essen 1949, S. 272.

eingeführten Freizeitanordnung hervor.<sup>65</sup> Frauen, welche neben ihrer Arbeit einen Haushalt und eine Familie zu versorgen hatten, sollte dieser Tag unterstützen, der Haushaltstag stand den Frauen einmal im Monat zur Verfügung. In den verschiedenen Bundesländern der West-Zone gab es unterschiedliche Bestimmungen über diesen Haushaltstag. So wurde zum Beispiel in Bremen, Hamburg und Niedersachsen die Gewährung des Haushaltstages an die wöchentliche Arbeitszeit geknüpft und es kam noch darauf an, ob eine Frau einen eigenen Hausstand besaß oder bei ihrer Familie wohnte.<sup>66</sup> Auch wurde darüber nachgedacht, ob der Haushaltstag nur an Samstagen in Anspruch genommen werden dürfe, oder an jedem anderen Wochentag. 1949 stimmte schließlich die britische Militärregierung dem Gesetz zu. In den anderen Bundesländern wurden weitgehend die Bestimmungen der Freizeitanordnung aus den 1940er Jahren übernommen und nicht überall wurde der Haushaltstag bezahlt.<sup>67</sup> Viele Frauen verzichteten allerdings auf diesen Tag, weil sie Ärger und Missgunst am Arbeitsplatz vermeiden wollten, aber auch, weil die meisten Arbeitgeber einen gewissen Druck auf ihre Angestellten ausübten, diesen vermeintlich freien Tag nicht zu nehmen. Außerdem war er meist unbezahlt, deshalb wurde er von vielen Frauen auch nicht in Anspruch genommen. Vor allem in Arbeitsbereichen, in denen wenig Frauen angestellt waren oder in kleineren Betrieben war es schwierig für Frauen, diesen Tag wahrzunehmen. Die Angst vor einem Verlust des Arbeitsplatzes war sehr hoch, was ebenfalls dazu führte, dass Frauen einfach verzichteten.<sup>68</sup>

Frau Dr. N. machte eigene Erfahrungen mit dem Haushaltstag.

Was ich zum Beispiel auch nicht so gut fand, das hatte die SPD durchgesetzt da in den 60er Jahren [...] alle Alleinerziehenden bekamen einen Haushaltstag im Monat, die haben mich so lange getriezt, meine Kollegen, bis ich darauf verzichtet hab. Naja, ich schaff mir demnächst auch mal ein Kind an, dann habe ich auch einen Haushaltstag, Mensch, da steht das Kind da und sagt, Mami, also heute ist Zahnarzt und dann brauch ich ne neue Brille und so und [...] ich muss mich um meine Mutter kümmern, aber ich habe nachher verzichtet.<sup>69</sup>

---

<sup>65</sup> Diese neu verfasste Freizeitanordnung beinhaltete, dass Frauen, welche 48 Stunden in der Woche oder mehr arbeiteten einmal im Monat einen unbezahlten freien Tag nehmen konnten, um sich dadurch um den Haushalt und die Familie kümmern zu können. Die Gewährung dieses freien Tages war an einen eigenen Hausstand geknüpft. Frauen mit mehreren Kindern konnten zwei Haushaltstage im Monat nutzen und mussten keine Schichtarbeit verrichten oder an Wochenenden arbeiten. Vgl. Ruhl 1994: S. 70.

<sup>66</sup> Dann zum Beispiel konnte der Haushaltstag nicht in Anspruch genommen werden.

<sup>67</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 75-77.

<sup>68</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 78.

<sup>69</sup> Interview Frau N., S. 52.

Frau N. hätte den Tag gut gebrauchen können, um Dinge erledigen zu können und sich besser um ihre Familie zu kümmern, aber der Druck am Arbeitsplatz war zu groß und so verzichtete auch sie auf diesen freien Tag.

Die Frauenbünde der Gewerkschaften, die bis zuletzt versuchten, den Haushaltstag zu optimieren, zu vereinheitlichen, indem sie zum Beispiel versuchten, den Tag unabhängig vom Hausstand und Familienstand jeder Frau zu gewähren, vor allem durch Einführung von Kontrollinstanzen, scheiterten jedoch.<sup>70</sup> Bei den Frauen selbst<sup>71</sup> und den Arbeitgebern war dieser zusätzliche freie Tag, wie oben schon dargestellt, unbeliebt und so wurde der Haushaltstag schließlich im Lauf der 1960er Jahre wieder abgeschafft.<sup>72</sup>

1950 arbeiteten insgesamt 30,1% Frauen gemessen an der Gesamterwerbstätigenzahl Deutschlands.<sup>73</sup> Auch wenn 1949 im Parlamentarischen Rat das Grundgesetz der Bundesrepublik verabschiedet wurde und dieses den Gleichberechtigungsartikel beinhaltete,<sup>74</sup> bekamen Frauen dennoch in den meisten Berufen ein niedrigeres Gehalt als Männer, bei gleichwertiger Tätigkeit.<sup>75</sup> Frauen erhielten in fast allen Branchen weniger Gehalt. So erhielten Frauen in der Textilindustrie im Jahre 1954 nur 76% des Gehaltes eines Mannes, 1957 schließlich nur noch 72,2%. In der Nahrungs- und Genussmittelinindustrie, als weiteres Beispiel, 1954 sogar nur 62%, 1957 dann mit 63% etwas mehr Gehalt.<sup>76</sup> Die sogenannten Leichtlohngruppen führten dazu, dass Arbeitgeber Frauen weniger Gehalt zahlen mussten.<sup>77</sup> Zwar wurden 1955 durch das Bundesarbeitsgesetz die Abschläge im Gehalt für Frauen als verfassungswidrig eingestuft und abgeschafft, allerdings bekamen Frauen durch die Einführung der Leichtlohngruppen dennoch weniger Gehalt. Arbeitgeber konnten verrichtete Arbeit in leicht und schwer einteilen und unter-

---

<sup>70</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 83.

<sup>71</sup> Obwohl sie den Tag sicher gut hätten nutzen können und ihn wahrscheinlich nicht mochten, da es viel Kritik am Arbeitsplatz gab, wenn sie diesen in den Augen der Kollegen „freien Tag“ in Anspruch nahmen, wie auch durch das Interview mit Frau N. deutlich wird.

<sup>72</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 40-42.

<sup>73</sup> 1948 waren es noch 28,5% und 1953 schon 31,5%, also ein Anstieg von immerhin 3%. Vgl. Kuczynski, Jürgen: Darstellung der Lage der Arbeiter in Westdeutschland seit 1945, 1963, S. 105, in: Kuhn, Annette, Schubert, Doris (Hrsg.): Frauenalltag und Frauenbewegung im 20. Jahrhundert. Materialsammlung zu der Abteilung 20. Jahrhundert im Historischen Museum Frankfurt, Bd.IV: Frauen in der Nachkriegszeit und im Wirtschaftswunder 1945-1960, Frankfurt/Main 1980, zitiert nach: Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 182.

<sup>74</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 170.

<sup>75</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 183.

<sup>76</sup> Vgl. Deutscher Gewerkschaftsbund – Bundesvorstand – Hauptabteilung „Frauen“: Aufstellung (=BA-B 211/26), zitiert nach: Ruhl 1994: S. 273.

<sup>77</sup> Vgl. Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 18.

schiedlich bezahlen. So kam es dazu, dass Frauenarbeit meist im Vorhinein als leicht eingestuft wurde, auch wenn das in vielen Fällen nicht stimmte.<sup>78</sup>

Die Benachteiligung der Frau in der Arbeitswelt wurde nicht nur durch die Meinungsbildung der konservativen Kräfte<sup>79</sup>, zu denen die konservativen Parteien und die zwei Kirchen zählten, bestimmt und durch die geringere Entlohnung, sondern auch durch die Tatsache, dass in der beruflichen Ausbildung von Frauen zu Beginn der fünfziger Jahre diese häufiger noch von Berufsschulen, zugunsten männlicher Bewerber, abgelehnt wurden. Durch einen wachsenden Mangel an Arbeitskräften während des Aufschwungs der fünfziger Jahre wurde dieses zur Mitte des Jahrzehnts allerdings immer seltener.<sup>80</sup> Falls Mädchen und Frauen durch ihre Familien zu einer Ausbildung ermutigt wurden, nahmen diese meist Ausbildungsstellen in hauswirtschaftlichen Berufen an, damit sie auf eine auf die Ausbildung folgende Ehe vorbereitet wurden. Meist sollten die Mädchen und Frauen nur eine kurze Zeit in ihrem erlernten Beruf arbeiten, bis sie schließlich heirateten. Deshalb war für sie meist keine lange Ausbildung, nach ihren Neigungen und ihren Interessen ausgerichtet, vorgesehen.<sup>81</sup> Durch diese Entwicklungen hatten Arbeitgeber auch immer weniger Interesse daran, Mädchen eine Ausbildungsstelle zu geben, da sie befürchteten, dass diese nach Abschluss der Ausbildung nicht in dem Beruf arbeiten würden und schnellst möglich heirateten.<sup>82</sup>

In den Jahren zwischen 1952 und 1959 stieg der Arbeitskräftebedarf in Deutschland stark an. Zu Spitzenzeiten standen 20,1 Millionen Bürgerinnen und Bürger der neuen Bundesrepublik in einem Angestelltenverhältnis. 33,0% der Beschäftigten waren Frau-

---

<sup>78</sup> Vgl. IGMetall, 2016: Gleicher Lohn für gleiche Arbeit. Kampf gegen Leichtlohngruppen, abgerufen auf <https://125.igmetall.de/kampf-gegen-leichtlohngruppen/>, Stand: 2016, zuletzt abgerufen am 13.9.2016.

<sup>79</sup> Der Begriff Konservativ definiert „eine Weltanschauung und polit. Bewegung, die am Hergebrachten festhält, die bewahren will, die sich an Traditionen orientiert.“ (Hillmann 2007: S. 448) Konservatismus muss im Kontext der jeweiligen Zeit betrachtet werden. In der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren kann der Konservatismus als allgemeingültige Weltanschauung gesehen werden. Die Menschen in Deutschland waren mehrheitlich konservativ eingestellt, so auch die politischen Akteure, allen voran die CDU/CSU, aber auch bei der liberalen FDP waren konservative Tendenzen zu erkennen. Deshalb stellt sich die Frage, ob von konservativen Kräften gesprochen werden kann, da im eigentlichen keine andere Einstellung in Westdeutschland zu dieser Zeit vorherrschte und auf dem Boden des Konservatismus eine „Modernisierung der Gesellschaft“ darauf verweist Schildt, Axel: Konservatismus in Deutschland: Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1998: S. 229, ablieft. Vgl. Schildt 1998: S. 229-230.

<sup>80</sup> Schild, Axel: Gesellschaftliche Entwicklung, in: Informationen zur politischen Bildung, Nummer 256: Deutschland in den fünfziger Jahren, Bonn 1997, S. 7.

<sup>81</sup> Vgl. Hamann, Erna: Die Frau auf dem Arbeitsmarkt, in: Arbeitsblatt 1, Nr.11, 1949, S. 425-426, zitiert nach Ruhl 1994: S. 113.

<sup>82</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 113.

en. Diese hohe Zahl erklärt die Angst der konservativen Kräfte vor der Gefahr für die Familie und Ehe durch eine arbeitende Ehefrau.<sup>83</sup> Allerdings wird durch die Zahlen deutlich, dass Frauen vom damaligen Arbeitsmarkt als Arbeitskräfte gebraucht wurden, denn die Deutsche Wirtschaft expandierte zur Zeit des Wirtschaftswunders kräftig.<sup>84</sup>

Anders als noch in der unmittelbaren Nachkriegszeit wurden in den fünfziger Jahren die Berufsfelder wieder geschlechtsspezifisch aufgeteilt.<sup>85</sup> Zwei Drittel der Mädchen gingen einer Beschäftigung in Berufsfeldern mit geringer Bezahlung und wenig Aufstiegsmöglichkeiten nach, wie zum Beispiel in kaufmännischen Berufen, in der Verwaltung, als Frisörin oder Schneiderin.<sup>86</sup>

Wie schon erwähnt, entspannte sich zu Beginn der 1950er Jahre die schlechte wirtschaftliche Situation in Deutschland allmählich. Es gab wieder nahezu ausreichend Lebensmittel, der Wohnungsmarkt begann sich langsam wieder zu normalisieren.<sup>87</sup> Die Familie rückte wieder mehr in den Fokus, vor allem bei den konservativen Kräften des Landes. Es wurden allmählich Stimmen laut, die forderten, dass Frauen zugunsten der Männer ihre Arbeitsstellen aufgeben sollten.<sup>88</sup> Frauen, welche meist Hilfsarbeitertätigkeiten nachgingen und nicht ausgebildet waren, wurden allmählich zugunsten der aus Krieg und Gefangenschaft heimgekehrten Männer entlassen. Meist verfügten diese über eine Facharbeiterausbildung. Aufgrund der steigenden Konjunktur nach der Währungsreform 1948 wurden diese vermehrt gebraucht, was zu weiteren Entlassungen von ungelernen Frauen führte.<sup>89</sup> Auch war es bis 1950 für den Dienstherrn Pflicht, Beamtinnen, welche verheiratet waren, aus ihrem Dienstverhältnis zu entlassen, da sie durch ihren Ehemann versorgt waren. Ab 1950 waren diese Kündigungen durch das Bundespersonalgesetz nicht mehr Pflicht, aber immer noch möglich.<sup>90</sup>

Witwen und Geschiedene bekamen zu dieser Zeit keine finanzielle Unterstützung in Form von Kindergeld. Kriegsbedingte Voll- oder Halbweisen bekamen finanzielle Un-

---

<sup>83</sup> Es bestand weniger eine Angst vor einer Ausbildung von Frauen im Allgemeinen oder vor erwerbstätigen unverheirateten Frauen.

<sup>84</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 205.

<sup>85</sup> Vgl. Moeller, Robert: Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik, München 1997, S. 235-239.

<sup>86</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 305 f.

<sup>87</sup> Vgl.: Ruhl 1988: S. 107.

<sup>88</sup> Vgl.: Plötz, Kirsten: Als fehle die bessere Hälfte. „Alleinstehende“ Frauen in der frühen BRD 1949-1969, Königsstein/Taunus 2005, S. 35.

<sup>89</sup> Vgl. Siebrecht, Valentin, 1956: Arbeitsmarkt und Arbeitsmarktpolitik in der Nachkriegszeit, Stuttgart, S. 64 f.

<sup>90</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 120.



terstützung nach dem Bundesversorgungsgesetz.<sup>91</sup> Die damalige Regierung förderte vermehrt die „Normalfamilie“<sup>92</sup>. Eine Normalfamilie bestand in den 1950er Jahren aus einem Vater, dem Ernährer, einer Mutter, die nicht arbeitet und Hausfrau war und mindestens zwei Kindern.<sup>93</sup>

1953 wurde von der Regierung Adenauer das Familienministerium gegründet, der zuständige Minister wurde der konservative Katholik Franz-Josef Wuermeling. Noch im Gründungsjahr veröffentlichte Wuermeling einen 8-Punkte Plan, welchen er in den folgenden Jahren zu erfüllen versuchte. Dieser 8-Punkte Plan sah Folgendes vor:

Vorteile für Familien im Eigenheim- und Wohnungsbau, Einführung eines Kindergeldes ab dem dritten Kind, Kinderzuschläge für Rentempfänger, Steuerfreibeträge für Familien mit Kindern, Schutz von Müttern, Schutz von schuldlos verlassenen Frauen und Kindern.<sup>94</sup>

1954 wurde ein wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen eingeführt, welcher aus Personen des Öffentlichen Lebens bestand und größtenteils von den neu gegründeten Familienverbänden besetzt wurde. „Seine zwölf Mitglieder setzten sich aus Theologen, Soziologen, Medizinern, Juristen und Pädagogen zusammen, unter ihnen der Präsident der Familienverbände.“<sup>95</sup> Die Angst der Regierung vor einem kinderarmen Deutschland und der damit verbundenen Senkung der Rentenzahlungen und der Abnahme der Bedeutung der Familie und Ehe waren der Anstoß für Adenauer zur Gründung des neuen Ministeriums.<sup>96</sup>

Die konservativen Kräfte des Landes forderten, „daß es nun an der Zeit sei, nach Jahren des lockeren Lebenswandels und der Gesetzesüberschreitungen, Anstand und Sitte wieder Geltung zu verschaffen.“<sup>97</sup> Dies bedeutete, dass Frauen wieder zu ihrem ursprünglichen Rollenbild zurückkehren sollten, das eine Frau als Mutter und Ehefrau sah, die keiner Erwerbsarbeit nachging und sich um die Familie und den Haushalt kümmerte.<sup>98</sup> Neben den vom Ministerium für Familienfragen herausgearbeiteten Vorteilen für eine

---

<sup>91</sup> Vgl. Bundesgesetzblatt: Gesetz über die Versorgung der Opfer des Krieges (Bundesversorgungsgesetz). Vom 20. Dezember 1950, abgerufen auf: [http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger\\_BGBI&jumpTo=bgbl150s0791.pdf](http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger_BGBI&jumpTo=bgbl150s0791.pdf), Stand 1950, zuletzt abgerufen am: 7.8.2018, S. 791.

<sup>92</sup> Plötz 2005: S. 36.

<sup>93</sup> Vgl. Plötz 2005: S. 12.

<sup>94</sup> Delille, Grohn 1985: S. 132.

<sup>95</sup> Ruhl 1994: S. 150.

<sup>96</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 130-132.

<sup>97</sup> Ruhl 1988: S. 107.

<sup>98</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 107 f.

Normalfamilie und der Verbreitung des positiven Bildes von eben jener<sup>99</sup>, titelte auch die Frauenzeitschrift „Brigitte“, dass die Frau „eine selbstlos Liebe schenkende Kameradin“<sup>100</sup> für ihren Ehemann sein solle.

Der Soziologe Helmut Schelsky<sup>101</sup> erläuterte in seiner Veröffentlichung „Die Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart“ von 1960, dass vor allem Frauen in der Nachkriegszeit aufgrund von finanzieller Not und des Gedankens um das Wohl der Kinder und der Familie zur Arbeit gedrängt würden. Sobald dieser äußere Zwang jedoch beseitigt würde, seien Frauen wieder gewillt, ihre Arbeit zugunsten des Haushalts und ihrer Pflichten als Ehefrau und Mutter aufzugeben.<sup>102</sup> Seiner Meinung nach sei die Erwerbsarbeit der Frauen ein „Hindernis“<sup>103</sup> für den Fortbestand der Familie, denn die eigentliche Bestimmung für Frauen ist die Hausarbeit und die Kinderbetreuung. Beides sei durch eine außerfamiliäre Erwerbsarbeit nur schwer gut zu erfüllen.<sup>104</sup> Die männliche Autorität sah er durch weibliche Erwerbsarbeit und die dadurch entstehende finanzielle Unabhängigkeit der Frau in Gefahr, die Versorgerehe würde dann nicht mehr existieren, die herkömmlichen Strukturen der Familie würden verschwinden.<sup>105</sup> Aufgrund der durchlebten Notzeiten im Krieg strebten Familien nun immer mehr auch nach materiellen Werten, er fürchtete die „Versachlichung der Ehe“<sup>106</sup>

Das Ministerium für Familienfragen veröffentlichte eine Denkschrift, welche die Gründe und Folgen der erwerbstätigen Frau beleuchtete, da die Furcht vor einer kinderlosen Gesellschaft, bzw. die Angst vor den Folgen eines Rückganges der Geburtenrate groß war. Der Familienminister Franz-Joseph Wuermeling selbst hatte fünf Kinder und vertrat eine konservative Sicht auf die Familie. Er selbst war Mitglied in einigen Vereinigungen der Katholischen Kirche und trat schon vor der Übernahme seines Amtes als Minister für die Erhaltung der Normalfamilie ein.<sup>107</sup> Für Wuermeling galt die Familie

---

<sup>99</sup> Wie schon oben erwähnt bestanden diese Vorteile in der Möglichkeit, Wohnungen anzumieten, Kindergeld zu beziehen, Ermäßigungen bei der Bahn und Begünstigungen im Steuerrecht zu erhalten, u.ä., Vgl. Plötz 2005: S. 39.

<sup>100</sup> Horvarth, Dora: Bitte recht weiblich! Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift „Brigitte“ 1949-1982, Zürich 2000, S. 204 f.

<sup>101</sup> Helmut Schelsky, geboren 1912, war ein deutscher Soziologe. Seine Arbeit befasste sich nach dem Krieg vorwiegend mit Bildungs-, Arbeits-, Jugend- und Alterssoziologie. Er beeinflusste die Nachkriegssoziologie maßgeblich. Vgl. Hillmann 2007: S. 769-770.

<sup>102</sup> Vgl. Schelsky, Helmut: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, Stuttgart 1960, S. 211.

<sup>103</sup> Schelsky 1960: S. 309.

<sup>104</sup> Vgl. Schelsky 1960: S. 309.

<sup>105</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 63.

<sup>106</sup> Schelsky 1960: S. 288.

<sup>107</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 64 f.

als Schutzraum für Gefahren von außen, für ihn bedeutete das meist die Gefahr, welche von der Sowjetunion ausging.<sup>108</sup> Familie und Religion waren für ihn eng verknüpft.<sup>109</sup> Als Autorität über die Familie und als Entscheidungsbefugten sah er nur den Vater an, er ist der Versorger der Familie, wie es auch sein christlicher Glaube vorgab.<sup>110</sup> Seinem Verständnis nach lag die Aufgabe der Frau in der Reproduktion, im Muttersein und der Hausarbeit. Außereheliche Erwerbsarbeit betrieben Frauen seiner Ansicht nach nur, um sich dem Konsum hingeben zu können, dieses lehnte er ab.<sup>111</sup>

Ein fortschreitender Geburtenrückgang am Beginn der 1950er Jahre wurde mit der Erwerbstätigkeit der Frau und der Verhütung bzw. Abtreibung und den veränderten Erwerbsverhältnissen erklärt. So war früher der Familienbetrieb zentraler Bestandteil des Erwerbslebens und hierfür waren große Familien mit vielen Kindern, als spätere Arbeitskräfte, vonnöten. In der Zeit der 1950er Jahre nahm die Zahl der Familienbetriebe ab und die meisten Erwerbstätigen gingen ihrer Arbeit in der Industrie und allmählich auch im Dienstleistungssektor nach. Eine kinderreiche Familie hatte häufig weniger finanzielle Mittel zur Verfügung als eine kinderarme, was ebenfalls zum Rückgang der Geburtenzahlen führte.<sup>112</sup> Als weitere Ursache für den Geburtenrückgang wurde die „Überbewertung des Lebensstandards“<sup>113</sup> festgestellt. Das Ministerium arbeitete heraus, dass immer weniger Menschen bereit seien, „Opfer für Kinder zu bringen [...] auf einen Teil seines Standards zu verzichten.“<sup>114</sup> Da Kinder für jede Familie einen finanziellen Aufwand bedeuteten, waren mehr und mehr Menschen nicht mehr bereit, viele Kinder zu bekommen und somit ihren Lebensstandard verringern zu müssen.

Bis zum Ende der 1950er Jahre konnte ein Anstieg der Frauenerwerbsquote um 2% verzeichnet werden, von 35% in den 1950er Jahren auf 37% 1960. Eine Sechstageswoche war in den Betrieben üblich und es gab noch keine Teilzeitarbeit.<sup>115</sup> Diese wurde erst Ende der 1950er Jahre eingeführt und diente dazu, den Arbeitskräftemangel einzudämmen und es somit Ehefrauen und Müttern zu ermöglichen, trotz Arbeit ihre Stellung in

---

<sup>108</sup> Vgl. Wuermeling, Franz-Josef (Hrsg.): Familie – Gabe und Aufgabe, Köln 1963, Beiträge zur außerschulischen Erziehung, Bd. 2, S. 98.

<sup>109</sup> Vgl. Wuermeling 1963: S. 30.

<sup>110</sup> Vgl. Wuermeling 1963: S. 17.

<sup>111</sup> Vgl. Wuermeling 1963: S. 25.

<sup>112</sup> Vgl. Bundesministers für Familienfragen: Denkschrift: Die Gründe unseres Geburtenrückgangs, 1957, S. 4 f., 7 f., 10 f., zitiert nach: Ruhl, Klaus-Jörg, 1988: S. 130 f.

<sup>113</sup> Ruhl 1988: S. 131.

<sup>114</sup> Ruhl 1988: S. 131.

<sup>115</sup> Vgl. Schild 1997: S. 5.

der Familie zu behalten. Durch das Teilzeitarbeitsmodell konnte zumindest in der Theorie schrittweise eine Gleichberechtigung vorangetrieben werden, auch wenn dies erst im Lauf der 1960er Jahre seine allmähliche Entwicklung fand. Viele Betriebe und Firmen boten jedoch keine Teilzeitstellen an und für Frauen war es häufig aus finanziellen Gründen nicht möglich eine Teilzeitstelle anzutreten.<sup>116</sup> In den lebensgeschichtlichen Interviews wurde deutlich, dass Frauen meist nur eine Teilzeitstelle als Ärztin antreten konnten, wenn sie bereit waren, ihr klinisches Umfeld zu verlassen und z.B. im Gesundheitsamt eine Stelle antraten.

Immer häufiger wurden jetzt auch die Auswirkungen auf Kinder von berufstätigen Müttern beschrieben. Zum Beispiel durch den Sonderpädagogen Otto Speck, der 1956 in seiner Publikation „Kinder erwerbstätiger Mütter“ eine große Gefahr für die Familien und die Kinder sah und sogar einen „Erziehungsnotstand“<sup>117</sup> für Deutschland erkannte. Die Meinung des damaligen Papstes Pius XII und somit der Katholischen Kirche war ähnlich. So war vom damaligen Papst in einem Artikel, welcher an Frauen gerichtet war, zu lesen: Frauen, ihr habt die „Pflicht [...], daß die Familie das Heiligtum eures Lebens sei.“<sup>118</sup> Auch hier wurde also deutlich, dass eine Ehefrau und Mutter sich um ihre Familie kümmern sollte, gänzlich ungeachtet dessen, dass die meisten Frauen häufig für den Unterhalt der Familie mitarbeiten mussten.<sup>119</sup>

Erwerbstätige Mütter wurden durch das neu aufgekommene Thema der „Schlüsselkinder“ diskriminiert. Eine Kampagne des Familienministeriums griff diesen Inhalt auf. Hierbei wurde einmal mehr hervorgehoben, wie schlecht es Kinder arbeitender Mütter haben, wenn sie nach der Schule alleine zuhause oder draußen ihre Zeit verbrachten.<sup>120</sup> Erich Reisch<sup>121</sup> veröffentlichte einen Text „Über die Situation der Familie“ 1955, in dem er einmal mehr genauer beschrieb, wie sich, seiner Meinung nach, die Erwerbstätigkeit der Mutter auf die Kinder auswirke. Allerdings wurde in diesem Text die Notwendigkeit der erwerbstätigen Mutter für den Erhalt des Lebensunterhalts in einigen

---

<sup>116</sup> Vgl. Oertzen, Christine von: Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen: Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948-1969 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd.132), Göttingen 1999, S. 347.

<sup>117</sup> Plötz 2005: S. 42.

<sup>118</sup> Papst Pius XII: Zu den Aufgaben der Frau, in: Frau und Mutter Nr.12 (1958), S. 194, zitiert nach: Ruhl 1988: S. 143.

<sup>119</sup> Vgl. Ruhl, Klaus-Jörg, 1988: S. 108.

<sup>120</sup> Vgl. Langer, Ingrid: Familienpolitik – ein Kinder der fünfziger Jahre, 1985, in: Delille, Angelika, Grohn, Andres (Hrsg.): Perlonzzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten. Berlin 1985, S. 125.

<sup>121</sup> Erich Reisch war Mitglied und Funktionär der Caritas Deutschland.

Familien herausgearbeitet. Zwar führte auch er an, dass Kinder nicht ausreichend von arbeitenden Müttern versorgt werden könnten und weniger Anregungen für ihre Entwicklung bekämen, allerdings stellte Reisch fest, dass Kinder robust genug seien, dieses Defizit wieder auszugleichen. Viel mehr als an der fehlenden Zeit durch die arbeitenden Mütter würden Kinder unter Liebesentzug und Eheproblemen ihrer Eltern leiden. Reisch beschrieb die Tendenz von Frauen, für Konsumgüter wie Möbel oder elektronische Geräte zu arbeiten, also nicht nur zur finanziellen Unterstützung der Familie.<sup>122</sup> Das Argument, dass (Ehe-)Frauen nur für den Konsum von Luxusgütern arbeiten würden, wurde im Lauf der Zeit durch verschiedene Untersuchungen widerlegt. So arbeitet Gertrud Jaeke, eine Journalistin der Zeitung „DIE ZEIT“, in ihrem Artikel „Über erwerbstätige Mütter“ heraus, dass Frauen häufig zum Familienunterhalt beitragen mussten. Bis zu 50% am Gesamtfamilienunterhalt trugen mehr als die Hälfte der befragten Frauen aus 348 Vollfamilien zum Unterhalt der Familie bei. Durch diesen Artikel wird also deutlich, dass es den Frauen weniger um den Erwerb von Luxusgütern, als die grundlegende Versorgung der Familie mit Lebensmittel, Kleidung und sonstigen nötigen Anschaffungen des Alltags ging.<sup>123</sup>

In der Diskussion um die „Schlüsselkinder“ und die berufstätigen Mütter wurde häufig angenommen, dass etwa drei Millionen „Schlüsselkinder“ in Westdeutschland lebten. Nach genauen Untersuchungen waren aber nur 8000 Kinder, von der vermeintlich hohen Zahl der vielen „Schlüsselkinder“, wirklich unbeaufsichtigt nach der Schule. Der größte Teil dieser Kinder wurde von Großeltern oder anderen Personen beaufsichtigt. Auch die Zahl der drei Millionen arbeitenden Mütter, welche angeblich „Schlüsselkinder“ hatten, muss differenzierter betrachtet werden. Viele von ihnen waren selbstständig, hatten z.B. einen landwirtschaftlichen Betrieb oder schon Kinder, die selbst im Be-

---

<sup>122</sup> Vgl. Reisch, Erich, 1955: Die Situation der Familie von heute (II), in: Gesellschaftliche Kommentare Nr. 15, S. 5 f., zitiert nach: Ruhl, Klaus-Jörg, 1988: S. 123.

<sup>123</sup> Vgl. Jaenke, Gertrud, 1960: Über erwerbstätige Mütter, in: DIE ZEIT, Ausgabe vom 1.12.1960, Hamburg, zitiert nach: Ruhl 1988: S. 223.

Im Vergleich zu heute kostete in den 1950er Jahren ein Kühlschrank 600DM, das mittlere monatliche Einkommen betrug 600DM und Anfang der fünfziger Jahre betrug die Ausgaben für Lebensmittel noch 49%. Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 20 f. 2014 lagen die Ausgaben für Lebensmittel bei 13,7%. Vgl. Statistisches Bundesamt, 2016: Private Konsumausgaben (Lebenshaltungskosten) – Deutschland, abgerufen auf:

[https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/EinkommenKonsumLebensbedingungen/Konsumausgaben/Tabellen/PrivateKonsumausgaben\\_D.html](https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/EinkommenKonsumLebensbedingungen/Konsumausgaben/Tabellen/PrivateKonsumausgaben_D.html), Stand: 2016, zuletzt abgerufen am 20.9.2016.

rufsleben standen. Nur eine geringe Zahl von ihnen hatte Kinder in einem Alter, in welchem noch eine Betreuung nötig war.<sup>124</sup>

Anfang der 1950er Jahre wurden einige Familienverbände gegründet. Der „Deutsche Familienverband e.V.“(DFV) gründete sich aus den Mitgliedern der katholischen Jugendbewegung heraus und war christlich orientiert und überparteilich. Mitglied werden konnten (kinderreiche) Familien, katholisch oder auch nicht und Sympathisanten der Idee. Der DFV vertrat die Interessen der Familie gegenüber dem „Staat, der Wirtschaft und der Öffentlichkeit“<sup>125</sup> Bekannte Mitglieder waren Professor Mackenroth und Professor Schelsky.<sup>126</sup> „Der Bund der Kinderreichen“, welcher schon vor und während der Zeit des Nationalsozialismus bestand und von den Alliierten verboten war, wurde wieder neu gegründet. Sein Ziel war es, die Familien in der Öffentlichkeit zu stärken. Der Bund hatte Einfluss auf das Familienministerium, u.a. durch die Mitgliedschaft der Gräfin von Finckenstein, welche selbst Mitglied des Bundes war, aber auch Bundestagsabgeordnete.<sup>127</sup> Die beiden Kirchen Deutschlands gründeten eigene Familienverbände, welche sich alsbald mit dem Bundesministerium für Familienfragen vernetzten und somit nicht nur Einfluss auf die Familien selbst, sondern auch auf die politische Gestaltung der Familienpolitik nehmen konnten. Der DFV nahm ebenfalls Einfluss auf die Familienpolitik der Adenauer Regierung. Die Katholische Kirche gründete den „Bund der deutschen Katholiken“, dem auch in Ehrenmitgliedschaft Bundeskanzler Adenauer und Staatsminister Wuermeling angehörten. Die Evangelische Kirche gründete ihrerseits die „Aktionsgemeinschaft Familie“, welche verschiedene Verbände innerhalb der evangelischen Kirche bündelte.<sup>128</sup> Um ihren Einfluss auf die Regierung zu erhöhen und eine bessere Zusammenarbeit zu ermöglichen, gründeten die Verbände 1958 die „Arbeitsgemeinschaft für Familienorganisation“. Alle Verbände waren der Überzeugung, die Familie als Mittelpunkt des Lebens anzusehen, welche besonderen Schutz erhalten musste. Vor allem kinderreiche Familien sollten besondere Unterstützung erhalten. Frauen sollten ihrer natürlichen Bestimmung als Mutter und Hausfrau folgen, Erwerbsarbeit von Ehefrauen oder gar Müttern lehnten sie ab. Männer galten für sie weiterhin

---

<sup>124</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 206.

<sup>125</sup> Delille, Grohn 1985: S. 76.

<sup>126</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 76.

<sup>127</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 78.

<sup>128</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 77.

als Autorität und Oberhaupt der Familie.<sup>129</sup> Unter dieser Zusammenarbeit der Verbände und des Ministeriums begann auch Anfang der fünfziger Jahre die Debatte über die Einführung von Kindergeld. 1950 gingen Anträge von der SPD und der Deutschen Zentrumspartei ein, welche die Einführung eines Kindergeldes forderten.<sup>130</sup> Das Familienministerium argumentierte, dass kinderlose oder kinderarme Familien durch Abgaben kinderreiche Familien unterstützen sollten.<sup>131</sup> Die Opposition und die Gewerkschaften wiederum bestanden auf einer staatliche Finanzierung des Kindergeldes, was wiederum, aufgrund des Subsidiaritätsprinzips<sup>132</sup>, für die Regierung nicht infrage kam. Durch die Diskussionen über diese Themen dauerte es noch vier Jahre bis das Kindergeld schließlich eingeführt werden konnte<sup>133</sup> Mit der Verabschiedung des endgültigen Gesetzes zum Kindergeld 1954, trat es am 1.1.1955 in Kraft. Von nun an bekamen Familien ab dem dritten Kind 25 DM.<sup>134</sup> Tatsächlich betrug die Zahl von dritten Kindern bis 1957 nur 18% aller Kinder. Die meisten Familien planten damals, laut Umfragen des Bundesministeriums für Familien, auch nur zwei Kinder zu bekommen.<sup>135</sup> Schon im Laufe des Jahres 1955 gab das Ministerium für Familienfragen dem Druck der Opposition nach und es wurde das Kindergeld bereits für das zweite Kind eingeführt.<sup>136</sup> 1957 wurde das Kindergeld nochmals auf 30 DM ab dem zweiten Kind angehoben und 1959 auf schließlich 40 DM. Des Weiteren wurden Ende der 1950er Jahre auch Gastarbeiter als Empfänger von Kindergeld mit einbezogen.<sup>137</sup> Es kann jedoch angemerkt werden, dass das Kindergeld nur in geringem Maße Frauen und Mütter davon abhielt, trotzdem der Erwerbsarbeit nachzugehen, da für die meisten Familien das Kindergeld alleine nicht ausreichte, um die finanzielle Absicherung der Familie ohne die Eltern als Doppelverdiener zu gewährleisten. Auch war in vielen Familien das Einkommen der Mutter durch

---

<sup>129</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 80 f.

<sup>130</sup> Vgl. Goldschmidt, Heinz, Andres, Karl (Hrsg.): Die Kindergeldgesetze in der ab 1.2.1956 geltenden Fassung. Berlin/Frankfurt a.M. 1956, S. 1, zitiert nach: Delille, Grohn 1985: S. 133.

<sup>131</sup> Vgl. Wuermeling, Franz-Josef: Der Sinn der Familienpolitik, Bulletin vom 28.9.1954. Nr. 211, Bonn, S. 1912.

<sup>132</sup> Der staatliche Einfluss auf Familien sollte nur von außen lenken, aber nicht in das Innere der Familie, das Private eingreifen. Vgl. Stein, Bernhard: Der Familienlohn, Berlin 1956 (=Sozialpolitische Schriften, Bd.5), S.25, zitiert nach: Delille, Grohn, 1985: S. 130.

<sup>133</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 133.

<sup>134</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 109 f.

<sup>135</sup> Vgl. Bundesminister für Familie und Jugend (Hrsg.), 1968: 1.Familienbericht Bad Godesberg, S. 37, zitiert nach: Ruhl1988: S. 110.

<sup>136</sup> Ein langer Streit entbrannte auf politischer Ebene über die Finanzierung des Kindergeldes, schließlich konnte aber 1961 eine Kindergeldkasse eingerichtet werden, welche die Finanzierung des Kindergeldes sicherte. Vgl.: Moeller 1997: S. 207.

<sup>137</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 188.

ihre Arbeitsstelle höher, als durch das Kindergeld alleine und viele Familien konnten und wollten auch nicht auf diesen finanziellen Zuverdienst für die Familie verzichten.<sup>138</sup> Neben dem Kindergeld wurde der Kinderfreibetrag, als weitere steuerliche Begünstigung für Familien eingeführt, auch wenn dieser eher besserverdienenden Familien Vorteile brachte. Erwerbsarbeit der Mütter aus dem Mittelstand wurde somit ein weiteres Mal benachteiligt, weil ein Stück weit weniger wirtschaftliche Notwendigkeit zum Mitverdienen der Mütter vorlag, was durchaus vom Ministerium gewünscht war. In den unteren Schichten arbeiteten trotz Kinderfreibetrag mehr Frauen, da er hier nicht ausreichend griff.<sup>139</sup>

Durch die Steuerreform und durch die Einführung des Ehegattensplittings wurde einmal mehr die Erwerbstätigkeit der Frauen eingeschränkt. Außerdem führte das Ehegattensplitting dazu, dass Paare eher heirateten, zusammenzogen und dann auch Kinder bekamen, weil für sie dadurch steuerliche Begünstigungen entstanden. Unverheiratete Paare oder alleinerziehende Elternteile wurden stark benachteiligt.<sup>140</sup>

Die Wohnungssituation entspannte sich Anfang der 1950er Jahre nur wenig. Durch die in den folgenden Jahren neu eingeführte Wohnungspolitik der Bundesrepublik kam es zum allmählichen Anstieg des Wohnungsbaues, viele Betriebe schufen sogenannte Werkwohnungen. Wohnungen konnten jedoch meist nur von verheirateten Paaren angemietet werden. Somit wurde einmal mehr die Ehe als konservatives Konstrukt hervorgehoben, welches viele Vorteile zu dieser Zeit bot. Unverheiratete Paare oder alleinstehende Frauen, auch mit Kindern, hatten zwischenzeitlich fast keine Chance, eine Wohnung zu bekommen und wohnten deshalb oft zur Untermiete in kleinen Zimmern oder bei den eigenen Eltern bzw. Schwiegereltern.<sup>141</sup> Familien wurden nicht nur bei der Vergabe von Wohnungen bevorteilt, sondern erhielten auch im Eigenheimbau Unterstützung. „[...] da haben wir schnell geheiratet wegen der Wohnungssuche [...] und nachher hat er aber eine Wohnung selbst gesucht und gefunden [...]“<sup>142</sup> Es wird deutlich, dass Paare durch die neuen Bestimmungen der Wohnungsvergabe auf jeden Fall einen Heiratsgrund darin sahen, dass sie durch die Ehe leichter eine Wohnung bekom-

---

<sup>138</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 199 f.

<sup>139</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 134 f.

<sup>140</sup> Vgl. Delille, Grohn 1985: S. 135-138.

<sup>141</sup> Vgl. Plötz 2005: S. 35.

<sup>142</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 5.



men konnten, auch wenn, wie im Fall von Frau Dr. H., sie schließlich auf dem freien Wohnungsmarkt eine Wohnung finden konnten.

1950 wurde das 1. Wohnungsbaugesetz verabschiedet, welches den sozialen Wohnungsbau fördern und Familien mit niedrigem Einkommen Wohnraum beschaffen sollte.<sup>143</sup> 58% der bis 1956 gebauten drei Millionen Wohneinheiten gehörten dem sozialen Wohnbau an.<sup>144</sup> Aber auch die Errichtung eines Eigenheims sollte für Familien erleichtert werden. Hierzu wurde 1956 das 2. Wohnungsbaugesetz verabschiedet. Das Familienleben sollte durch ausreichend Wohnraum gefördert und die Familie durch diese Maßnahmen gestärkt werden. Laut dem damaligen Bundesfamilienminister Wuermeling war das Wohnungsbaugesetz nötig, um „Familien den Lebensraum zu sichern, den sie brauchen, um in sittlicher Ordnung gesund zu leben und sich natürlich entfalten zu können.“<sup>145</sup> Noch Anfang der 1960er Jahre scheint es jedoch in der Realität schwer gewesen sein, eine Wohnung zu finden, auch für Ehepaare. Frau Dr. R. suchte mit ihrem Mann eine Wohnung in einer größeren Stadt in Bayern. Während der Suche wohnten sie in einem kleinen Zimmer in einem Dachboden. Auf dem Wohnungsamt konnte Frau Dr. R. schließlich eine Wohnung bekommen, weil sie ihren Dokortitel angab. Sie fanden schließlich ein Haus in den nach dem Krieg gebauten neuen Wohnsiedlungen.<sup>146</sup>

Die Gleichberechtigung von Frauen und Männern wurde zwar, wie oben schon beschrieben, 1949 durch die Verabschiedung des Grundgesetzes, welches die Gleichberechtigung beinhaltete, gesetzlich festgelegt, dennoch war es noch ein langer Weg, bis auch eine Gleichberechtigung zum Beispiel in der Ehe, aber auch in der Erwerbswelt, galt. Frauenorganisationen forderten seit Ende der 1940er Jahre eine Veränderung des Grundgesetzes zur Gleichstellung von Frauen und Männern. Bisher galt die Gleichstellung nur beim Frauenwahlrecht. Seit 1948 gab es Beratungen des Parlamentarischen Rates über ein neues Grundgesetz, welches genau ebendiese Gleichberechtigung von Frau und Mann beinhalten sollte. Die SPD Fraktion, insbesondere Frau Dr. Selbert, Mitglied des Parlamentarischen Rates, beantragte die Gleichberechtigung mit der Be-

---

<sup>143</sup> Vgl. Dörhöfer, Kerstin: Escheinungen und Determinanten staatlich gelenkter Wohnungsversorgung in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1978, (=Arbeitshefte des Instituts für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin, H.10) S.19, zitiert nach: Delille, Grohn 1985: S. 143.

<sup>144</sup> Vgl. Schwarz, Hans-Peter: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd2. Die Ära Adenauer 1949-1957, Stuttgart 1981, S. 388 ff.

<sup>145</sup> Wuermeling 1963: S. 142.

<sup>146</sup> Vgl. Interview Frau Dr. R.: S. 8-9.

gründung, dass Frauen im Krieg „den Mann an der Arbeitsstelle ersetzt“<sup>147</sup> hatten und somit die gleichen Rechte erworben hatten wie Männer. Dieser Antrag wurde allerdings zu dieser Zeit abgelehnt, ebenso wie die Eingabe von Renner (KPD), dass Frauen und Männer bei gleicher Arbeit die gleichen Löhne erhalten sollten.<sup>148</sup> Die konservativen Parteien und die katholische, wie auch die evangelische Kirche befürchteten eine Schwächung der Stellung des Mannes, ebenso der Familien und der Ehe. Die Frauenverbände forderten eine Veränderung des Bürgerlichen Gesetzbuches in Sachen Ehe- und Familienrechtsbestimmungen. Schon 1949 musste der Parlamentarische Rat, auch aufgrund der öffentlich entstandenen Debatte, einem Antrag der SPD zustimmen, der die Gleichheit von Frau und Mann im Grundrecht festschrieb. Dieser Gleichheitsgrundsatz wurde jedoch 1953 wieder aufgehoben, da er im Konflikt mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch stand.<sup>149</sup> Obgleich das Verfassungsgericht noch im selben Jahr entschied, dass das Gleichstellungsgesetz auch ohne Anpassungsgesetz im Bürgerlichen Gesetzbuch nicht gegen geltendes Recht verstoße, dauerte es nochmals vier Jahre, bis der Bundestag 1957 das Gesetz endgültig verabschiedete. Die damalige konservative Regierung unter Adenauer und die beiden Kirchen hielten mit der Debatte über ihre Bedenken gegenüber der Erneuerung des Gesetzes den Bundestag lange Zeit von der endgültigen Entscheidungsfindung ab. Die Verhandlungen über ein neues Gesetz und die Veränderung des Grundgesetzes dauerten also insgesamt 9 Jahre.<sup>150</sup> 1957 wurde also das Gleichberechtigungsgesetz verabschiedet, welches die Gleichberechtigung in der Ehe beschrieb. 1958 trat es endgültig in Kraft. So konnten Frauen ohne Erlaubnis ihres Mannes eine Arbeitsstelle annehmen, auch konnten sie von nun an gemeinschaftlich mit ihrem Ehepartner bestimmen, an welchem Ort und in welcher Wohnung sie leben wollten.<sup>151</sup>

---

<sup>147</sup> Antrag der SPD-Fraktion zu Absatz 2, in: Kurzprotokoll der 17.Sitzung des Hauptausschusses des Parlamentarischen Rates am 3.12.1948, S. 3 f. BA/Bestand Z12/48, Blatt 67-68, zitiert nach: Ruhl 1988: S. 157.

<sup>148</sup> Vgl. Kurzprotokoll der 17.Sitzung des Hauptausschusses des Parlamentarischen Rates 1948, S. 3 f.

<sup>149</sup> Genauer bestand ein Konflikt mit §1354 BGB, der für das „Entscheidungsrecht des Mannes in allen Ehelichen Angelegenheiten“, verweist Ruhl 1988 S. 156, stand.

<sup>150</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 154 f.

<sup>151</sup> Lange Zeit wurde über den §1354 BGB, den damals genannten „Stichentscheid“ diskutiert, bis er schließlich 1956 mit einer knappen Mehrheit von einer Stimme im beratenden Unterausschuss gestrichen wurde.

„Nach dem Krieg mussten ja die Männer gestatten, dass die Frau arbeitet, also, von dieser Regelung wussten wir gar nichts, das war bei uns selbstverständlich.“<sup>152</sup> So berichtet Frau Dr. W. von ihren Erfahrungen damit, dass ein Ehemann seiner Frau die Erlaubnis zum Arbeiten erteilen musste. Dieses Vorgehen war vor der Verabschiedung des Gleichberechtigungsgesetzes noch üblich und vorgeschrieben. Entscheidungen, welche die gemeinsamen Kinder eines Ehepaares betrafen, konnten aber letztlich immer noch ausschließlich vom Vater gefällt werden.<sup>153</sup> Frauen durften nun gleichberechtigt den Unterhalt ihrer Familie mitfinanzieren. Allerdings wurde auch die Hausarbeit der Ehefrau als Beitrag zum Unterhalt angesehen. Mit dieser Regelung wurden Frauen einmal mehr bestärkt, Hausfrau zu bleiben und keiner Erwerbsarbeit nachzugehen. Die Gütertrennung galt nun, bis auf Widerspruch, für alle Ehen. Belange zum Eheschluss und des Ehescheidungsrechts konnten erst am Ende der Entscheidungsfindung durch die verschiedenen Parteien diskutiert werden, nachdem über einen längeren Zeitraum keine Einigung über diese Themen möglich war. Trotz des verabschiedeten Gleichberechtigungsgesetzes sollten Frauen immer noch nur einer Erwerbstätigkeit nachgehen, wenn sie ihre Ehe und die damit verbundenen Pflichten nicht vernachlässigten. Das im gleichen Jahr verabschiedete Rentengesetz unterstrich einmal mehr die Abhängigkeit der Ehefrau von ihrem Mann. Bei einer Scheidung zum Beispiel, verloren die Frauen ihre Beiträge zur Altersrente, als Vorteil der Ehe wurde eine Erstattung der bereits gezahlten Beiträge bei Heirat eingeführt. Auch das Gesetz über das Ehegattensplitting von 1958, wie schon oben erwähnt, trug zur Privilegierung der Ehe bei. Wenn die Ehefrau nicht erwerbstätig war, konnte die Familie dieses als Steuervorteil geltend machen. Frauen ohne Kinder oder ohne Ehe wurden steuerlich benachteiligt.<sup>154</sup> Am Ende der 1950er Jahre wurde deutlich, dass die Politik der „Normalfamilie“ Erfolg hatte. Die geburtenstarken Jahrgänge der Babyboomer machten deutlich, dass ein hoher Anteil der Bevölkerung in Ehen mit Kindern lebte. 84% der Frauen waren demnach verheiratet.<sup>155</sup> In einer Veröffentlichung der CDU über die Familienpolitik des Bundesministeriums für Familienfragen im Jahr 1961 wurden nochmals die Vorteile zusammengefasst und be-

---

<sup>152</sup> Interview Frau Dr. W.: S. 19.

<sup>153</sup>Es ging genauer um §1628 BGB „Gerichtliche Entscheidung bei Meinungsverschiedenheiten der Eltern.“ Endgültig geändert wurde dieser Paragraph und andere aufgrund von Klagen durch Mütter, Frauen und Frauenverbänden erst mit der Eherechtsreform von 1976.

Vgl. Schild 1997: S. 6.

<sup>154</sup> Vgl. Plötz 2005: S. 42-44.

<sup>155</sup> Vgl. Sieder, Reinhard: Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt/Main 1987, S. 256.

tont, dass die Familien geschützt werden müssen. Genauer beleuchtet wurden nochmals die Einführung des Kindergeldes, der Kinderzuschläge im Öffentlichen Dienst, aber auch die steuerlichen Vorteile für Familien und auch für Hausfrauen. Hier wurde nochmals betont, dass die Hausfrau nicht gegenüber der arbeitenden Frau benachteiligt werden dürfe. Auch der Wohnungsbau für Familien und die Vorteile für den Hausbau wurden aufgeführt.<sup>156</sup> Zahlen vom Arbeitsmarkt machen jedoch deutlich, dass zwar die Familienpolitik Erfolg hatte - es gab mehr Eheschließungen und Kinder - allerdings gingen immer mehr Mütter arbeiten. 1957 waren schon fast vier Millionen verheiratete Frauen erwerbstätig.<sup>157</sup> Bei den erwerbstätigen Müttern stieg die Zahl, trotz aller Kampagnen gegen die arbeitende Frau, noch deutlicher an. 1957 gingen 800.000 verheiratete Mütter einer Erwerbsarbeit nach, zum Vergleich, 1950 waren es erst 336.000.<sup>158</sup>

Neben den konservativen Kräften des Landes äußerte sich auch ein Teil der Ärzteschaft, die in den fünfziger Jahren vorwiegend aus Männern bestand, kritisch zur arbeitenden Frau und hier genauer zu den Auswirkungen der Erwerbstätigkeit auf deren Gesundheit. Die Veröffentlichung von Heinz Kirchhoff, dem Direktor der Universitäts-Frauenklinik Göttingen zum Thema „Die Belastung der berufstätigen Frau und die damit verbundenen gesundheitlichen Gefahren“ vom Mai 1961 kann in diesem Zusammenhang angeführt werden. Kirchhoff geht genau auf die Gefahren ein, denen sich, seiner Meinung nach und der einiger konservativer Kollegen, eine Frau durch die Erwerbstätigkeit aussetzt. Es wird, mit Studien belegt, auf die Veränderung der Organe eingegangen. Auch wenn der Anstieg von gynäkologischen Erkrankungen aufgrund von mehreren Studien nicht endgültig bestätigt werden kann, wird dennoch die erhöhte Fehlgeburtenrate angeführt, welche unter berufstätigen Frauen festgestellt werden konnte. Das Arbeiten bis zum achten Schwangerschaftsmonat wird als größte Gefahr für das ungeborene Kind ausgemacht. Probleme mit der Menstruation, den Ovarien und der Psyche werden ebenfalls angeführt. Auch geht er auf die Doppelbelastung der erwerbstätigen Ehefrau ein, welche sich um den Haushalt, ihren Ehemann, die Kinder und ihre Arbeit kümmern muss. Diese sieht er den meisten Gefahren und dem meisten Stress ausgesetzt, welche dann zu gesundheitlichen Problemen führen. Berufstätige Ehefrauen sind häufiger im

---

<sup>156</sup> Vgl. Bundesgeschäftsstelle der CDU Deutschlands: Die Familienpolitik der CDU/CSU. Rednerdienst Nr.3/61, Mai 1961, Bonn. BA/Bestand 195/30, zitiert nach: Ruhl 1988: S. 146.

<sup>157</sup> Vgl. Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.): Bericht der Bundesregierung über die Situation der Frauen in Beruf, Familie und Gesellschaft, Bonn 1964, S. 67.

<sup>158</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 207.

Krankenstand und beenden ihr Arbeitsleben aufgrund von Krankheit eher als Männer. Erwerbstätigkeit von ledigen Frauen, führt nach den Recherchen von Kirchhoff weniger zu gesundheitlichen Problemen, aufgrund der Einhaltung der Vorgaben zum Arbeitsschutz und der fehlenden Doppelbelastung. Abschließend führt er an, dass die Erwerbstätigkeit der Ehefrau stets der Bestimmung zur Mutterschaft hintenangestellt werden sollte.<sup>159</sup> Diese Entwicklung bei Frauen, welche arbeiteten und eine Familie hatten, konnte nicht bestätigt werden. Bei keiner der befragten Frauen konnte eine Erkrankung, auf Grund der Doppelbelastung von Familie und Beruf, festgestellt werden. Natürlich gaben einige Frauen an, dass das tägliche Organisieren und die Doppelbelastung anstrengend waren und sie viele Nerven gekostet habe, aber keine bereute ihre Entscheidung beides in ihrem Leben integriert zu haben, Beruf und Familie. Interessant ist, dass die meisten der befragten Frauen sogar länger arbeiteten als ihre Ehemänner, welche zum großen Teil bei der Erhebung der Interviews schon verstorben waren. Von den befragten Ärztinnen arbeiteten zum Zeitpunkt der Interviews noch sechs Frauen als Praxisvertreterinnen in ihren alten Praxen oder gaben Unterricht an Krankenpflegeschulen. Das Mutterschutzgesetz wurde in den 1950er Jahren überarbeitet, die noch zur Nazizeit gelockerten Arbeitsschutzbestimmungen wurden wieder verschärft. Dies führte vermehrt dazu, dass Frauen aus den von ihnen während des Krieges oder in der Zeit danach übernommenen Männerberufen entlassen werden konnten. Die konservative Familienpolitik der Regierung hatte mit der Überarbeitung des Arbeitsschutzgesetzes den Plan gefasst, einmal mehr die „Reproduktionsfähigkeit der Frau zu erhalten“.<sup>160</sup> Als Beispiel für die Verschärfung der Arbeitsschutzbestimmungen für Frauen sei das Verbot der Nachtarbeit für Frauen zu nennen. Ab 1948 war es für Frauen nur noch in Ausnahmefällen möglich, Nachtarbeit nachzugehen und diese unterlag vielen Bestimmungen und Auflagen. Vor allem die Gewerkschaften forderten ein Verbot der Nachtarbeit für Frauen. Die Arbeitsbehörden schränkten ihre Forderungen dahingehend ein, dass Frauen nicht durch ein Verbot der Nachtarbeit arbeitslos werden durften.<sup>161</sup> Von den befragten

---

<sup>159</sup> Vgl. Kirchhoff, Heinz: Die Belastung der berufstätigen Frau und die damit verbundenen gesundheitlichen Gefahren, Vortrag anlässlich der Eröffnungskundgebung des 64. Deutschen Ärztetages in Wiesbaden 1961, BA/Bestand B 195/27, zitiert nach: Ruhl 1988: S. 226.

<sup>160</sup> Ruhl 1988: S. 235.

<sup>161</sup> Frauen, welche Nachtarbeit verrichteten, durften nicht jünger als 18 Jahre sein, keine Kinder unter 3 Jahren haben und die Schichten mussten wöchentlich wechseln, um nur einige Beispiele zu nennen. Vgl. Ruhl 1994: S. 123 f.

Frauen gab keine an, von diesem Gesetz betroffen gewesen zu sein, sie hatten als Ärztinnen alle Nachtdienste ohne wöchentlichen Wechsel.

Die Arbeitgeber standen dem neuen Gesetz eher kritisch gegenüber, weil sie fürchteten, günstige Arbeitskräfte zu verlieren. Die Gewerkschaften, wie auch schon oben erwähnt, begrüßten den Entwurf. Im Dezember 1951 trat das neue Gesetz in Kraft. Der Kündigungsschutz für schwangere Arbeitnehmerinnen wurde damit eingeführt. Arbeitgeber versuchten jedoch durch Hintertürchen Schwangeren zu kündigen. Häufig wurde der Ruf der Frauen verunglimpft, damit deren Kündigung möglich wurde. Nach § 9 Abs. 2 des Mutterschutzgesetzes waren Kündigungen in bestimmten Fällen erlaubt.<sup>162</sup>

Schwangeren konnte außerdem in bestimmten Fällen gekündigt werden, zum Beispiel, wenn sie direkten Kontakt zu Kunden hatten, wie etwa als Verkäuferin oder als Empfangsdame in Hotels oder Betrieben, oder aber, wenn die Schwangerschaft nicht im Rahmen einer Ehe stattfand und die Betroffene als Erzieherin oder Lehrerin arbeitete.<sup>163</sup>

Es wurde höchst unterschiedlich vor Gericht über die einzelnen Fälle entschieden und das Mutterschutzgesetz selbst war unvollständig und so führte es häufig zu Rechtsstreitigkeiten.<sup>164</sup> Im Allgemeinen durften Schwangere bis sechs Wochen vor der Geburt arbeiten und ihre Tätigkeit wieder sechs Wochen nach der Geburt aufnehmen.<sup>165</sup> Bis in die 1960er Jahre hinein wurde es noch überarbeitet, vor allem auch auf Drängen der Bundesfrauenkonferenz der Gewerkschaften hin, die äußerst unzufrieden mit dem 1951 verabschiedeten Gesetz waren. Erst 1965 stimmte der Bundestag dem neuen überarbeiteten Mutterschutzgesetz zu.<sup>166</sup> An den Lebensgeschichten von Dr. W. und Dr. G. wird deutlich, dass es zwar ein Mutterschutzgesetz gab, dieses jedoch, wie im Fall von Frau Dr. G. individuell interpretiert wurde und durch die befristete Stelle von Frau Dr. W. überhaupt nicht zum Einsatz kommen konnte. Im späteren Verlauf wird noch genauer darauf eingegangen werden.<sup>167</sup>

Das 1949 gegründete Frauenreferat, welches dem Bundesinnenministerium unterstellt war, konnte die Belange von Frauen weniger voran bringen, als von einigen Frauenverbänden erhofft, auch wenn sich die Leiterin des Referats, die Förderung von Akademi-

---

<sup>162</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 235-237.

<sup>163</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 327.

<sup>164</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 235-237.

<sup>165</sup> Diese Bestimmung war im §3 Abs.2b festgeschrieben. Vgl. Ruhl 1994: S. 324.

<sup>166</sup> Vgl. Ruhl 1988: S. 235-237.

<sup>167</sup> Siehe im Fall von Frau Dr. G.: S. 55 und Frau Dr. W.: S. 59.

kerinnen und des Frauenstudiums zu ihrem Leitthema gemacht hatte. Zumindest die Organisation dieser neu oder wiedergegründeten Verbände konnte von der Vorsitzenden des Referats, Dorothea Karsten, übernommen werden.<sup>168</sup> Richtig durchsetzen konnte sich das Referat und seine Themen bei der konservativen Regierung allerdings nicht.<sup>169</sup>

### 2.1.2 Exkurs: Unverheiratet schwanger – Erlebnisse der Befragten

„Aus der Zeit heraus waren wir eben die gefallenen Mädchen.“<sup>170</sup> Unverheiratet schwanger zu sein, wurde in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren als „Schande“<sup>171</sup> angesehen und war gesellschaftlich nicht akzeptiert. Drei der befragten Frauen waren unverheiratet schwanger geworden. Der Umgang der Gesellschaft mit ihnen zeigt deutlich, dass die Stellung der Frau an die Ehe und die Familiengründung, welche nur im Zusammenhang mit einem Ehemann möglich war, weiterhin gebunden war, obwohl es über die Zeit des Zweiten Weltkrieges hinweg viele alleinerziehende Mütter gab, deren Männer gefallen oder verschollen waren. Unverheiratet ein Kind zu bekommen galt in der Gesellschaft zu dieser Zeit als nicht angemessen und die Frauen hatten durch diesen Status viele Schwierigkeiten und stießen auf wenig Akzeptanz. Auch wenn dieser Exkurs weniger mit dem Arzt-Sein zu tun hat, stellt die unverheiratete Schwangerschaft in den Lebensgeschichten der Frauen ein zentrales Ereignis dar, welches ihre Lebensgeschichte nachhaltig beeinflusste. Die Frauen mussten ihr Studium unterbrechen, da sie in Entbindungsheimen, weit weg von ihrem sozialen Umfeld, ihre Schwangerschaft so weit wie möglich verheimlichen wollten, meist mussten. Die ungewollte Schwangerschaft stellte also einen Einschnitt in ihrem Leben dar und wird deshalb in einem Exkurs gesondert erwähnt.

[...] es war ein Kommilitone, zwei Semester über mir und dann bin ich eine Beziehung eingegangen, die von meinen Eltern nicht akzeptiert war, vor allem von meiner Mutter nicht, überhaupt nicht akzeptiert war, das war ein junger Student, war in einer Verbindung, war evangelisch und aus einer Arbeiterfamilie, also ging gar nicht. Und, ich wurde schwanger [...] ich war ziemlich unaufgeklärt [...].<sup>172</sup>

---

<sup>168</sup> Vgl. Maul, Bärbel, 2001: Akademikerinnen in der Nachkriegszeit. Ein Vergleich zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, Frankfurt/Main, New York, S. 43 f.

<sup>169</sup> Vgl. Ruhl 1994: S. 226.

<sup>170</sup> Interview Frau N.: S. 22.

<sup>171</sup> „Das [unverheiratete schwanger zu sein, K.S.] war einfach eine Schande.“ Interview Frau Dr. O.: S. 14.

<sup>172</sup> Interview Frau A.: S. 8.

So schildert Frau A., wie sie ungewollt schwanger wurde. Sie trennte sich nach kurzer Zeit von dem Mann und kam im 7. Schwangerschaftsmonat in ein Entbindungsheim. Ihre Eltern finanzierten den Aufenthalt und so kam sie in ein privates Heim und musste keine Hausschwangere<sup>173</sup> in einer Klinik werden. Für ihre Eltern, welche einen landwirtschaftlichen Betrieb besaßen, war es sehr wichtig, dass die uneheliche Schwangerschaft der Tochter für ihr soziales Umfeld unentdeckt blieb. Sie fürchteten einen Verlust ihres Ansehens und dafür nahmen sie in Kauf, dass ihre Tochter die Erfahrungen in einem Entbindungsheim machen musste.

Frau A. schildert eindrücklich ihre Erlebnisse in einem Entbindungsheim, in welches sie geschickt wurde, damit niemand im näheren Umfeld ihrer Familie von dieser Schwangerschaft etwas mitbekam. Nach der Entbindung kam es zu einer Infektion bei ihrem Kind und so kam sie in die nahegelegene Klinik. „[...] dann habe ich das auch mitgestillt das Kind von der Frau [...] dann hat einer der Ärzte mir sein Arztzimmer zur Verfügung gestellt und ich konnte dableiben als Hausamme.“<sup>174</sup> Um ihr Studium wieder aufnehmen zu können gab sie ihren Sohn zu ihrer kinderlosen Schwester. Ihn holte sie dann nach ihrer Hochzeit etwa 1-2 Jahre später wieder zu sich.<sup>175</sup>

Frau N. wurde kurz vor der Hochzeit vom Vater ihres Kindes verlassen. Um nicht den Ruf ihrer Mutter, welche ein Geschäft besaß zu ruinieren, ging sie in ein Entbindungsheim. „[...] damals wars ja noch üblich, dass man zur Strafe, wenn man eine ledige Mutter war, das musste ja bestraft werden und es war also wirklich so, dass auf der Straße, wenn man jemanden traf, die nahmen die Hand auf den Rücken.“<sup>176</sup>

An anderer Stelle berichtet sie:

[...] das war so eine Schande damals, das kann man sich nicht mehr vorstellen, auf der Straße, eine Freundin hatte den Mut mit mir ins Kino zu wollen, da kam uns eine Frau entgegen, guckt mir die ganze Zeit auf den Bauch, das merkt man, und dann blieb sie noch stehen und guckte uns hinterher. Ich brach also in Tränen aus [...].<sup>177</sup>

---

<sup>173</sup> „Da gab`s an den Universitäten übrigens, die sogenannten Hausschwangeren, die arbeiteten, das waren meistens Frauen, die einfach kein Geld hatten, die arbeiteten in den Küchen und was weiß ich was und zwar an den Frauenkliniken meistens und konnten sich dann kostenlos die Untersuchungen wahrnehmen und kostenlos da entbinden [...] mussten sich also immer den Studenten präsentieren in den Hörsälen und zur Untersuchung [...]“ Interview Frau A.: S. 8.

<sup>174</sup> Interview Frau A.: S. 9.

<sup>175</sup> Vgl. Interview Frau A.: S. 9-10.

<sup>176</sup> Interview Frau N.: S. 5.

<sup>177</sup> Interview Frau N.: S. 9.



Noch im etwa zweiten Monat wechselte Frau N. die Universität.

Und dann kriegte ich ne Aufforderung, ich müsste zur Kriminalpolizei [...] Kriminalpolizei Mord. [...] dieser Kerl [Kollege, bei welchem sie Rat suchte, K.S.] hat mich angezeigt. So und denn kam ich da zur Vernehmung und ich wäre wohl schwanger, ich dachte ja, ich kann ja gar nicht nein sagen, die lassen mich zur Zwangsuntersuchung, was soll ich machen. Naja, der vernehmende Beamte war ganz nett, sagt er, sie müssen nur nachher die Geburtsurkunde schicken.<sup>178</sup>

Sie ging dann in ein Entbindungsheim und wechselte nach einiger Zeit, auch durch die Hilfe der Studierendenberatungsstelle, wie oben schon erwähnt an die Universität und konnte dort famulieren und musste ebenfalls keine Hausschwangere sein. In ihrem weiteren Leben hatte sie es als ledige Mutter häufig noch schwer, in der Klinik wurde sie oftmals von ihrem Chefarzt deswegen kritisiert und stigmatisiert. Diese Situation besserte sich nach einem Stellenwechsel.<sup>179</sup> Beim Jugendamt musste sie, wie es damals noch für den §1700 üblich war, beweisen, dass „die Braut auf Grund des Heiratsversprechens den Beischlaf zugelassen hat [...] den Paragraph gab`s damals noch [...]“<sup>180</sup> Auch noch in den 1970er Jahren, als sie sich als Gynäkologin niedergelassen hatte, hatte sie als ledige Mutter Schwierigkeiten: „[...] dass mir die Bank sagte, eine Bank, ja, mit`m Darlehn, das war eine Frechheit, sie stehen ja nur auf einem Bein. Ich sag, was heißt das denn? Ja, sie sind ja nicht mal verheiratet.“<sup>181</sup>

Frau Dr. O. gibt zu Beginn des Interviews an, dass sie nicht über eine bestimmte Sache in ihrem Leben sprechen möchte, gibt es dann allerdings doch preis. Sie wurde schwanger von einem verheirateten Mann, welcher sich erst nach ein paar Jahren von seiner Frau scheiden ließ und Frau Dr. O. schließlich heiratete. Sie unterbrach ihr Studium wegen des Kindes für zwei Semester.<sup>182</sup> Sie wurde finanziell von ihrem späteren Ehemann bis zu ihrer Hochzeit unterstützt und ihre Eltern standen zu ihr. Sie erwähnt zwar die Schwierigkeiten und die Schande, die es damals war, unverheiratet ein Kind zu bekommen, jedoch musste sie nicht in ein Entbindungsheim und konnte sich immer um ihr Kind kümmern. Dass sie ihr uneheliches Kind im Interview lange aussparen wollte, macht deutlich, welche Probleme sie auch heute noch damit hat, dass sie damals unver-

---

<sup>178</sup> Interview Frau N.: S. 54.

<sup>179</sup> Interview Frau N.: S. 9-10.

<sup>180</sup> Interview Frau N.: S. 9.

<sup>181</sup> Interview Frau N.: S. 21.

<sup>182</sup> Vgl. Interview Frau A.: S. 5.

heiratet schwanger wurde, eine ledige Mutter war und welch große Schande es damals gewesen sein muss, wenn sie es auch heute noch als solche ansieht.

## 2.2 Frauenbildung in der Zeit des Zweiten Weltkrieges, der Nachkriegszeit und in den fünfziger Jahren

Im folgenden Abschnitt soll die Situation von Frauen an den Universitäten zu verschiedenen Zeitabschnitten näher beleuchtet und aufgezeigt werden, welche Schwierigkeiten und Hürden es für Frauen gab, ein Gymnasium besuchen zu können. Ohne diese Hochschulreife war es nahezu unmöglich, eine Universität zu besuchen und ein Studium zu beginnen. Welche Rahmenbedingungen die Politik schuf, damit Frauen studieren konnten, welchen Einfluss die Kriegs- und die Nachkriegszeit auf die Frauenbildung hatte, wird in die Überlegungen mit einfließen. Auch wird auf das Medizinstudium von Frauen näher eingegangen werden. Um einen Einblick in das Leben von Schülerinnen und Studentinnen zu dieser Zeit zu bekommen, werden die lebensgeschichtlichen Interviews herangezogen.

### 2.2.1 Studieren während der Zeit des Nationalsozialismus

Kinderreiche Familien mit dem Vater als Familienvorstand und der Mutter als Hausfrau wurden von den Nationalsozialisten als Idealbild propagiert. Im Dritten Reich galt die Vorstellung, dass Mädchen und Frauen als Hausfrauen und Ehefrauen leben und keine akademische Bildung bekommen sollten. Mädchen konnten eine höhere Schulbildung in Oberstufen mit hauswirtschaftlichen Inhalten erlangen. Dieser Abschluss berechtigte jedoch nicht zum Studium. Im Lauf der 1930er Jahre wurde ein Krieg immer wahrscheinlicher und aufgrund des befürchteten Mangels an Akademikern und Akademikerinnen wurde es für Frauen ab 1935 möglich nach dem hauswirtschaftlichen Abschluss durch eine Prüfung die Hochschulzugangsberechtigung zu erwerben und zu studieren. Nach 1941 war dies schließlich auch ohne Zusatzprüfung möglich.<sup>183</sup>

Ein Gymnasium zu besuchen war für die befragten Frauen meist ohne Probleme möglich, da sie die Unterstützung ihrer Eltern bzw. eines Elternteils hatten. „Da gabs gar nichts anderes, du hast da hin zu gehen.“<sup>184</sup> So waren die Anforderungen des Vaters von

---

<sup>183</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 209-211.

<sup>184</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 14.

Frau Dr. S., welcher sehr gute Schulleistungen von allen seinen Kindern forderte.<sup>185</sup> Auch wenn sich Eltern weniger um die schulische Laufbahn ihrer Kinder kümmerten, war es auch für Töchter möglich, ein Gymnasium zu besuchen. Frau Dr. K. meldete sich selbst auf dem Gymnasium an, bestätigte aber die Unterstützung der Eltern, auch wenn sie sich nicht aktiv darum kümmerten.<sup>186</sup> Bei Frau Dr. H. kam die Unterstützung für den Besuch eines Gymnasiums erst vom Vater und nach dessen Tod überzeugte eine Lehrerin die Mutter von Frau Dr. H., die Tochter weiterhin auf dem Gymnasium zu belassen. Es ging weniger darum, dass die Mutter nicht die Bildung ihrer Tochter unterstützen wollte, sondern um die wenigen finanziellen Mittel, welche die Familie nach dem Tod des Vaters zu Verfügung hatte. Durch die Witwenrente, welche die Mutter erhielt, da der Vater Beamter war, konnte Frau Dr. H. weiterhin das Gymnasium besuchen und später auch studieren. Frau Dr. R., welche während der Zeit des Nationalsozialismus das Gymnasium besuchte, wurde ebenfalls von ihren Eltern gefördert und konnte ein Gymnasium besuchen. Sie besuchte eine gemischte Schule.

„[...] dann kam ich ins Gymnasium und das war natürlich, wir waren ziemlich isoliert als Mädchen, zwei Stück, das können sie sich vorstellen, wir haben manche Stunden einfach, zum Beispiel beim Turnen, da haben wir nicht mal mitmachen dürfen [...].“<sup>187</sup>

Es wird durch die kleine Zahl an Mädchen in der Klasse von Frau Dr. R. deutlich, dass es für Mädchen durchaus nicht üblich war, ein Gymnasium zu besuchen. Sie konnte es jedoch, da ihr Vater an dieser Schule selbst Lehrer war.<sup>188</sup> Frau Dr. W. konnte auch mit der Unterstützung ihrer Eltern ein Gymnasium besuchen, es waren vier Mädchen in ihrer Klasse. Sie bekam auch nach einem Schulwechsel Privatunterricht in Latein, damit sie die Anforderungen der neuen Schule erfüllen konnte.<sup>189</sup> Frau Dr. G. konnte aus Gründen, welche ihr nicht mehr erinnerlich waren, nicht sofort nach der Grundschule die Oberschule besuchen und musste auf der Volksschule bleiben. Ihre Eltern ermöglichten ihr Privatunterricht im Fach Englisch, damit sie den Anschluss nicht verlor und auf die Oberschule wechseln konnte. Der Unterricht fiel dann am Kriegsende 1945 eine Zeit lang aus, da die Schule zu einem Lazarett umfunktioniert wurde und danach konnte

---

<sup>185</sup> Vgl. Interview Frau Dr. S.: S. 14.

<sup>186</sup> Vgl. Interview Frau Dr. K.: S. 4.

<sup>187</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 2.

<sup>188</sup> Vgl. Interview Frau Dr. R.: S. 2.

<sup>189</sup> Vgl. Interview Frau Dr. W.: S. 9.

sie das Gymnasium dann besuchen.<sup>190</sup> Auf dem Gymnasium waren nicht alle Lehrer Förderer der Frauenbildung. „[...] also der Physiklehrer fand auch, dass die Mädchen das nicht so genau wissen müssen [...]“<sup>191</sup> An einen Lehrer konnte sich Frau Dr. G. somit noch genau erinnern, der Mädchenbildung als für nicht sehr wichtig einstufte. Ihre Biologielehrerin wiederum förderte ihr Talent für die Naturwissenschaften und empfahl sie auch für ein Medizinstudium.<sup>192</sup>

Frau Dr. F. betont häufiger in ihrem Interview, dass dem Vater, der selbst Dozent war, eine gute schulische Ausbildung ihrer Tochter wichtig gewesen sei. Sie lebte jedoch für einige Jahre bei ihrer Tante, die sie, obwohl sie schon ein normales Gymnasium seit 1933 besucht hatte, auf eine Frauenoberschule schickte, damit sie die Fähigkeiten einer guten Haus- und Ehefrau erlangen konnte.<sup>193</sup> Eine Universität hätte sie 1937 nach ihrem Abschluss zu dieser Zeit, wie oben schon erwähnt auch ohne Zusatzprüfung besuchen können. Aber aus finanziellen Gründen, weil sie kein Geld mehr von den Eltern annehmen wollte oder auch konnte, machte sie auf Anraten ihres Vaters zuerst eine Ausbildung zur Medizinisch Technischen Fachangestellten.<sup>194</sup> Ihre Schwester hat damals auch dazu beigetragen, dass sie erst einmal eine Ausbildung machte und somit Geld verdienen konnte. „[...] du bist jetzt 19 Jahre alt, hast noch kein Pfennig Geld verdient, hast den Eltern nur Geld gekostet und mach mal endlich was.“<sup>195</sup> 1940 machte sie ihren Abschluss und arbeitete noch ein Jahr lang in diesem Beruf.

„[...] nach einem Jahr hab ich gesagt, ich machs nicht mehr [...] ich habs nicht ausgehalten, es war mir zu langweilig [...]. Und dann bin ich zur Uni gegangen, zur Sekretärin und hab gefragt, wie kann ich das denn machen, dass ich Medizin studiere [...]“<sup>196</sup>

Mit 25 Jahren war es damals möglich, eine Begabtenprüfung<sup>197</sup> abzulegen, um doch noch Medizin studieren zu können. Obwohl es laut Literatur über diese Zeit, wie oben schon erwähnt, schon seit 1941 auch ohne Zusatzprüfung hätte möglich sein müssen.

---

<sup>190</sup> Vgl. Interview Frau Dr. G.: S. 24.

<sup>191</sup> Interview Frau Dr. G.: S. 4.

<sup>192</sup> Vgl. Interview Frau Dr. G.: S. 4.

<sup>193</sup> „Da hat eine Tante von mir, die hat einfach über mich bestimmt, die hat gesagt, das Kind kann nicht kochen, die muss auf eine Frauenschule und dann wurde ich also auf die Frauenoberschule damals gesteckt [...]“ Interview Frau Dr. F.: S. 3.

<sup>194</sup> Vgl. Interview Frau Dr. F.: S. 3-4.

<sup>195</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 5.

<sup>196</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 6-7.

<sup>197</sup> In der Begabtenprüfung wurde Allgemeinbildung abgefragt, aber auch Mathematik, Chemie Erdkunde und Deutsch. Vgl. Interview Frau Dr. F.: S. 22.

1944 konnte sie dann ihr Medizinstudium beginnen.<sup>198</sup> Um Frauen dennoch den Beginn eines Studiums zu erschweren, wurde 1933 ein Numerus Clausus eingeführt und ab diesem Zeitpunkt wurden nur noch 10% Frauen zum Studium zugelassen.<sup>199</sup> Dieser Numerus Clausus sollte auch dazu führen, jüdischen Studierenden den Zugang zu den Universitäten zu erschweren bzw. es diesen gar unmöglich zu machen.<sup>200</sup> Des Weiteren mussten alle Abiturienten und Abiturientinnen einen psychologischen Test machen, welcher die Eignung zur Aufnahme eines Studiums bescheinigte. Frauen mussten 10 Punkte mehr für die Zulassung zum Studium erreichen als Männer.<sup>201</sup> Der Numerus Clausus und, wie schon oben erwähnt, die Zusatzprüfung bzw. Begutachtung wurden schon 1935 wieder aufgehoben. Zwar wurden die Zahlen der Studienanfänger verringert und die Hochschulen konnten entlastet werden, jedoch kam es bei der Auslese der Studierenden zu „Ergebnissen, die nationalsozialistischen Auslesegrundsätze vielfach nicht entsprachen, ja geradezu entgegengesetzt waren.“<sup>202</sup> Somit bedurfte es schließlich anderer Mittel zur Studienbeschränkung. Ab 1934 wurde ein verpflichtender, halbjähriger Reichsarbeitsdienst eingeführt, den Abiturientinnen und Abiturienten, sofern sie in den späteren Jahren nicht zum Kriegsdienst eingezogen wurden, vor Beginn des Studiums absolvieren mussten. Bei den Männern musste jeder Absolvent, ungeachtet seiner Absicht ein Studium im Verlauf aufzunehmen, den Arbeitsdienst ableisten. Bei den Frauen mussten dies nur jene, welche ein Studium aufnehmen wollten. Diese Vorgabe führte wohl dazu, dass weniger Frauen ein Studium begannen. Juden und Jüdinnen wurden mit der verpflichtenden Ableistung des Arbeitsdienstes gänzlich vom Studium ausgeschlossen, da ein „Arier-Nachweis“<sup>203</sup> nötig war, um den Dienst ableisten zu können.<sup>204</sup> Frau Dr. F., welche zu der Zeit noch nicht vorhatte, ein Studium zu beginnen, leistete den Arbeitsdienst ab, auch weil sie dadurch von ihrer Familie weggehen und etwas Neues

---

<sup>198</sup> Vgl. Interview Frau Dr. F.: S. 7.

<sup>199</sup> Vgl. Hervé, Florence: Studentinnen in der BRD. Eine soziologische Untersuchung. Köln 1973, S. 16 f.

<sup>200</sup> Vgl. Huerkamp, Claudia: Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900-1945, Göttingen 1996, in: Mager, Wolfgang, Schreiner, Klaus, Tenfelde, Klaus, Wehler, Hans-Ulrich: Bürgertum, Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Göttingen 1996, S. 80.

<sup>201</sup> Vgl. Mohr, Wilma: Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich, Freiburg im Breisgau 1987, S. 20.

Abiturientinnen und Abiturienten mussten sich in einem Test begutachten lassen, es ging unter anderem um Wesenszüge und geistige Reife. Frauen mussten 163 Punkte, Männer 153 Punkte erreichen. Vgl. Huerkamp 1996: S. 81.

<sup>202</sup> Kreppel, Otto: Nationalsozialistisches Studententum und Studentenrecht, Königsberg 1937, S. 20, zitiert nach: Huerkamp 1996: S. 82.

<sup>203</sup> Huerkamp 1996: S. 88

<sup>204</sup> Vgl. Huerkamp 1996: S. 81-88.

kennenlernen konnte. Sie nutzte den Arbeitsdienst auch zur Orientierung über ihren weiteren Berufsweg.<sup>205</sup>

Frau Dr. R. bekam 1938 ihr Abitur, auf Grund des Kriegsbeginns musste sie keine Abiturprüfung ablegen, es wurden einfach die Noten des Schuljahres als Abiturnoten festgelegt. Ihren vorgeschriebenen Arbeitsdienst leistete Frau Dr. R. dann in einem Heim ab. „[...] die Bauern rundum (haben) keine Mädchen genommen, die haben gesagt, nein, die Buben haben arbeiten können und müssen, aber wir haben es nicht gekonnt[...].“<sup>206</sup> Trotzdem konnte und musste sie natürlich ihren Dienst ableisten. Anschließend begann sie mit dem vorgeschriebenen Vorbereitungsdienst für das Medizinstudium in einer Klinik in ihrer Heimat.<sup>207</sup> Ab 1941 wurde der halbjährige Reichsarbeitsdienst noch durch den anschließend verpflichtenden halbjährigen Kriegshilfsdienst für Frauen erweitert. Der Mangel an Akademikern wurde im Verlauf durch die Kriegsdienstpflicht und die Verluste an der Front immer größer und Frauen wurde es in den folgenden Jahren schließlich erleichtert, ein Studium zu beginnen.<sup>208</sup> „[...] und insofern waren wir als Frauen doch gefragt im Medizinstudium [...]“<sup>209</sup>

Schon seit 1937 wurde durch gezielte Propaganda versucht, Frauen auch für naturwissenschaftliche und technische Studiengänge zu begeistern und die Studierendenzahlen in diesen Fächern zu erhöhen.<sup>210</sup> Auch konnten Frauen, welche ein Studium begannen und über eine Immatrikulation verfügten, den eingeführten Kriegshilfsdienst umgehen, was zu einem zusätzlichem Anstieg der Zahl der Studentinnen an den Universitäten führte. Dennoch mussten Frauen während des Semesters oder in den Semesterferien andere Dienste übernehmen, wie etwa als Aushilfen bei der Straßenbahn, oder in Kindergärten und Fabriken.<sup>211</sup> Frau Dr. H. konnte den Kriegshilfsdienst in einem Lazarett ableisten. Diesen konnte sie sich als Krankenhauszeit, welche man vor dem Studium ableisten musste, anrechnen lassen und somit verlor sie kein halbes Jahr vor dem Studi-

---

<sup>205</sup> Vgl. Interview Frau Dr. F.: S. 4.

<sup>206</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 3.

<sup>207</sup> Vgl. Interview Frau Dr. R.: S. 3.

<sup>208</sup> Vgl. Mohr 1987: S. 21.

<sup>209</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 9.

<sup>210</sup> Vgl. Steffen-Korflür, Brigitte: Studentinnen im „Dritten Reich“. Bedingungen des Frauenstudiums unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, Bielefeld 1991: S. 130 ff.

<sup>211</sup> Vgl. Huerkamp 1996: S. 90.

um.<sup>212</sup> Wie jede/r andere Studierende auch, musste Frau Dr. H. einen halbjährlichen Arbeitsdienst ableisten, um eine Studiengenehmigung zu bekommen.<sup>213</sup>

1939 wurde für das Studienfach Medizin die Prüfungsordnung geändert, da im Kriegsfall mehr Mediziner gebraucht würden, aber die aktuell geltenden Zugangsbeschränkungen zur Universität dieses erschwerten. Das Medizinstudium wurde um zwei Semester verkürzt und dauerte nur noch 10 Semester. Das Praktische Jahr, welches nach dem Staatsexamen abzuleisten war, wurde abgeschafft. Als Ersatz wurde eine 6-monatige Famulatur eingesetzt, die während der Semesterferien im klinischen Abschnitt abgeleistet werden musste. Vor Beginn des Studiums wurde ein verpflichtender Krankenpflagedienst, welcher auch beim Sanitätsdienst der Wehrmacht abgeleistet werden konnte und ein Land- oder Fabrikdienst gefordert. Des Weiteren wurde das Studienjahr für Studierende aller Fakultäten in Trimester geteilt, dieses verkürzte die Studienzeit, auch für die Mediziner. Männer, welche nach dem Abitur Medizin studieren wollten, wurden nicht direkt zum Fronteinsatz eingezogen und die Wehrmacht bezahlte ab 1941 den Lebensunterhalt der Studenten, was einmal mehr dazu führte, dass die Zahl der Medizinstudierenden wuchs.<sup>214</sup> Diesen sogenannten Studienerlass für Medizinstudierende bekam auch Frau Dr. H., so berichtete sie im Verlauf. „Um ihn zu bekommen [...] mussten wir immer sogenannte Fleißprüfungen ablegen, so hieß das damals, zwei pro Semester und die durften nur die Note eins oder zwei haben und dann bekamen wir Studienerlass fürs nächste Semester.“<sup>215</sup>

Auch die absolute Zahl der Medizinstudentinnen wuchs während der Kriegsjahre an. So studierten im ersten Trimester 1941 5000 Frauen Medizin, im Sommersemester 1943 schon 10.293. Der Anteil der Frauen im Medizinstudium stieg von 19,3% 1935 auf 35% 1943.<sup>216</sup> Zehn Jahre nach Einführung des Numerus Clausus, der Frauen benachteiligte, wie oben beschrieben, wurde, auf Grund der erwähnten Zerstörung der Universitäten, eine weitere Beschränkung für das Frauenstudium im Fach Medizin eingeführt. Um die Studiermöglichkeit für Männer nicht zu gefährden, konnten die Universitäten, zum Beispiel an der Universität Königsberg, bestimmen, dass zum Vorteil der Männer keine

---

<sup>212</sup> Vgl. Interview Frau Dr. H.: S. 25.

<sup>213</sup> Vgl. Interview Frau Dr. H.: S. 1.

<sup>214</sup> Vgl. Huerkamp 1996: S. 103-105.

<sup>215</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 2.

<sup>216</sup> Vgl. Bundesarchiv Koblenz: Akten des Reichministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung: R21: 484, zitiert nach: Huerkamp 1996: S. 104.

oder nur noch wenige Frauen das Medizinstudium beginnen konnten, da auf Grund der Zerstörung der Universitäten nicht mehr ausreichend Plätze, zum Beispiel im Labor, vorhanden waren. Die Universität Königsberg ließ im Jahr 1944 nur mehr 56 von 180 gemeldeten Studentinnen zum Studium zu.<sup>217</sup>

Gerade in der Medizin wurde es immer deutlicher, dass die erschwerten Zugangsbedingungen für Frauen zum Studium und das Fehlen der Männer, die sich im Kriegseinsatz befanden, zu einem Ärztemangel führen werde, 1944 waren nur noch ein Drittel aller Medizinstudierenden männlich.<sup>218</sup> Ab 1944 wurde der Universitätsbetrieb an den meisten Universitäten schließlich eingestellt und die Studierenden mussten entweder zum Fronteinsatz oder an der Heimatfront ihren Dienst ableisten.<sup>219</sup>

[...] da durften wir dann nicht weiter studieren, ich glaube im Sommer 44 und dann kamen wir alle, die Männer waren ja sowieso im Krieg und wir kamen alle als Rot Kreuz Schwestern in Lazarette und ähnliches [...] das Kriegsende habe ich im Lazarett [...] miterlebt.<sup>220</sup>

Frau Dr. H. erlebte dann noch die Kriegsgefangenschaft, im Rahmen derer sie als Krankenschwester weiter in dem Lazarett arbeiten musste. „[...] und das war natürlich eine Unterbrechung des Studiums.“<sup>221</sup> Auch Frau Dr. F. arbeitete, als 1944 ihre Universität geschlossen wurde, als Krankenschwester in einem Lazarett und begann hier auch eine Ausbildung, um die Zeit zu überbrücken, bis die Universitäten wieder öffneten.<sup>222</sup>

Für Akademikerinnen war es während der Zeit des Nationalsozialismus schwer, ihren Beruf auszuüben. So gab es zum Beispiel für Ärztinnen Verordnungen, welche die Berufsausübung einschränkten. In einer eigenen Praxis zu arbeiten war für Ärztinnen nur schwer möglich und an Krankenhäusern wurden die Assistenzarztstellen bevorzugt von Männern besetzt. Erst als während des Krieges viele Männer zum Kriegsdienst eingezogen wurden, blieben viele Stellen unbesetzt und Frauen wurden nun zum Kriegsdienst verpflichtet und konnten in Lazaretten oder Krankenhäusern ihrem Beruf ausüben.<sup>223</sup>

---

<sup>217</sup> Vgl. Huerkamp 1996: S. 106-107.

<sup>218</sup> Vgl. Lorenz, Charlotte: Die Entwicklung des Fachstudiums während des Krieges (=Beilage zur Zehnjahresstatistik des Hochschulbesuchs und der Abschlußprüfungen, Bd.I), 1944, S. 23, zitiert nach: Huerkamp 1996: S. 157.

<sup>219</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 210.

<sup>220</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 23.

<sup>221</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 24.

<sup>222</sup> Vgl. Interview Frau Dr. F.: S. 8.

<sup>223</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 209-211.



## 2.2.2 Studentinnen an den Universitäten in der Nachkriegszeit in Westdeutschland

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurden die Universitäten durch die Alliierten erst einmal geschlossen, um sie dann nach einer Prüfung und Entnazifizierung des Lehrpersonals und der Mitarbeiter nach und nach wieder zu eröffnen.<sup>224</sup> 1945 gab es 32 Hochschulen auf dem Gebiet der Bundesrepublik und Westberlins, allerdings waren nur sechs davon nicht zerstört worden. An vielen Universitäten mussten die Studierenden erst einmal Wiederaufbauarbeit leisten, wie etwa Steine klopfen.<sup>225</sup> Viele Universitätsbibliotheken waren nach dem Krieg nahezu vollständig zerstört. In Würzburg existierten nur noch 120.000 Bücher von vormals 600.000.<sup>226</sup> „[...] in X [Name der Stadt, K.S.] war alles ausgebombt, es war alles sehr schwierig und wir hockten auf Treppen.“<sup>227</sup>, berichtet Frau Dr. H. über die Situation an ihrer Universität im Herbstsemester 1945.

Frau Dr. F. musste, als ihre Universität wieder den Betrieb aufnahm, 40 Stunden im Semester Steine klopfen, um beim Aufbau zu helfen. Sie bekamen eine Art Schulspeisung und mussten auch bei deren Verteilen mitarbeiten. „[...] mussten austeilen [Schulspeisung, K.S.] und wir waren sehr glücklich, wenn wir dran waren mit dem Austeilen, denn dann konnten wir einen Teller Suppe mehr essen.“<sup>228</sup>

Auch Frau Dr. W. berichtet von der Schulspeisung, welche es in der Universität gab.

[...] dann hatten wir ja auch kaum was zu essen, aber die Amerikaner, die ja uns besiegt hatten und eigentlich uns feindlich gegenüber eingestellt sein mussten, die waren es nicht, die haben uns Schulspeisung gegeben...also die Schulspeisung, da hat man sich dann zu Mittag getroffen und da gabs Haferflockenbrei, Reisbrei, Erbsensuppe, Nudeln so im Wechsel und das hat uns wirklich sehr geholfen.<sup>229</sup>

[...] nachher war ja Nachkriegszeit und dann hungerten wir alle furchtbar und wir bekamen in X [Studienort der Befragten, K.S.] Schwedenspeisung [...] das war für uns ganz großes Glück [...] und dann kriegten wir jeden Mittag so einen Eintopf frei und das fanden wir natürlich großartig, wir hungerten und wir froren [...].<sup>230</sup>

---

<sup>224</sup> Vgl. Ruhl, Klaus-Jörg (Hrsg.): Neubeginn und Restauration. Dokumente zur Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945-1949, 2. Auflage, München 1984, S. 124.

<sup>225</sup> Vgl. Mehnert, Klaus, Schulte, Heinrich (Hrsg.): Deutschland Jahrbuch 1949, Essen 1949, S. 366, zitiert nach: Clephas-Möcker, Krallmann, 1988: S. 183.

<sup>226</sup> Vgl. Schlicht, Uwe: Vom Burschenschafter bis zum Sponti. Studentische Opposition gestern und heute, Berlin 1980, S. 39.

<sup>227</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 2.

<sup>228</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 9.

<sup>229</sup> Interview Frau Dr. W.: S. 2.

<sup>230</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 9.

An der Universitätsklinik von Frau Dr. H. gab es für die Studierenden nach einiger Zeit des Hungerns, einmal am Tag die sogenannte Schwedenspeisung.<sup>231</sup> Frau N. ging in der Nachkriegszeit noch zur Schule und bekam dort ebenfalls Schulspeisung.<sup>232</sup>

Um den Lehrbetrieb wieder aufnehmen zu können, musste das Lehrpersonal neu zusammengestellt werden. Viele Professoren und Lehrbeauftragte waren im Krieg gefallen, emigriert oder nationalsozialistisch belastet und somit nicht mehr einsetzbar. Allerdings wurde hier durch schnelle Entnazifizierung und somit Wiedereinsatz in den universitären Apparat schnell Abhilfe am Lehrpersonalmangel geschaffen.<sup>233</sup> So berichtet Frau Dr. S. in ihrem Interview von ihrem Vater, der sich als Professor auch der Entnazifizierungskommission in der Sowjetischen Besatzungszone stellen musste. Da er allerdings damals nur die Mitgliedschaft in der NSDAP beantragte, da er eine unklare jüdische Abstammung hatte und sich so weitere Nachforschungen bezüglich seiner Herkunft ersparen wollte und diese Mitgliedschaft damals abgelehnt wurde, wurde er schnell wieder für den Universitätsbetrieb zugelassen.<sup>234</sup>

Einige Mitglieder des Lehrpersonals waren zwar Sympathisanten des NS Regimes gewesen, jedoch nicht von der Entnazifizierung betroffen und konnten so gleich bei Wiedereröffnung der Universitäten eingesetzt werden. Außerdem wurden einige Wissenschaftler im Schnellverfahren zu Hochschullehrern ernannt.<sup>235</sup> Trotz eines Mangels an Professoren und männlichem Lehrpersonal und dem dadurch entstandenen eingeschränkten Lehrbetrieb an vielen Universitäten, kam es fast nicht dazu, dass Wissenschaftlerinnen als Hochschullehrerinnen berufen wurden. Sowohl in Deutschland gebliebene wie Hanna Meuter oder Mathilde Vaerting, als auch geflüchtete Wissenschaftlerinnen hatten keine Aussicht auf eine Berufung. Viele von ihnen waren während der Zeit des Nationalsozialismus emigriert, unter anderem in die USA, nach Skandinavien

---

<sup>231</sup> In Schweden waren die Menschen aufgerufen, jeweils eine Krone zu spenden, damit in Hamburg Kinder, welche vor allem in der direkten Nachkriegszeit an Ernährungsmangel litten, einmal am Tag eine warme Suppe essen konnten. Das Rote Kreuz errichtete Küchen, um die Suppen zu kochen, die Lebensmittel wurden aus Schweden geliefert. Meist war es für die Kinder die einzige Mahlzeit am Tag. Vgl. Gall, Insa: Als Schweden Hamburgs Kindern zu überleben half, in: Welt am Sonntag, erschienen am 28.9.2008, <https://www.welt.de/104006256>, Stand 28.9.2008, zuletzt abgerufen am 23.9.2017. Obwohl dieses Hilfsprogramm eigentlich nur für Kinder galt, bekamen, wie Frau V. berichtete, auch die Medizin-studierenden etwas zu essen.

<sup>232</sup> Vgl. Interview Frau N.: S. 12.

<sup>233</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann1988: S. 184.

<sup>234</sup> Vgl. Interview Dr. S.: S. 10.

<sup>235</sup> Vgl. Prah, Hans-Werner: Sozialgeschichte des Hochschulwesens, München 1978, S. 327 f.

und England.<sup>236</sup> Auch wenn Frauen während der Kriegsjahre auf universitärem Gebiet viele Aufgaben von Männern übernommen hatten – so zum Beispiel Lehraufträge oder Institutsleitungen – wurden sie häufig nach Ende des Krieges wieder von ihren Aufgaben entbunden und durch Männer ersetzt. Daneben wurden Stellen für Professoren freigehalten, die sich noch dem Entnazifizierungsprozess unterziehen mussten. Frauen wurden unterdessen als Privatdozentinnen eingesetzt.<sup>237</sup> Zwei Frauen wurden 1948 zu außerordentlichen Professorinnen ernannt, auch wenn dies meist nicht mit einer festen Stelle oder gar Bezahlung verbunden war.<sup>238</sup> Hatten 1951 Frauen noch einen Anteil von 31% an allen Promotionen, fiel diese Zahl auf 17% Mitte der 1950er Jahre ab.<sup>239</sup> Frau Dr. W. hatte auch keine Probleme, ihre Stelle für eine Doktorarbeit zu bekommen und fertig zu stellen, sie promovierte 1961.

„[...] ich war das einzige Mädchen, also das war im Studium nie ein Problem, ich habe das nie empfunden [...].“<sup>240</sup> So wird wohl deutlich, dass nicht viele Frauen zu dieser Zeit promovierten. Promoviert haben acht der zehn befragten Frauen, d.h. dieses scheint kein Problem für Studentinnen dieser Zeit gewesen sein. Die meisten hatten die Doktorarbeit zeitgleich mit ihrem Examen oder kurz danach fertiggestellt. Hier gab es keinen Unterschied zwischen Westdeutschland und der DDR. „[...] ich habe im September Staatsexamen gemacht und drei Tage später die Promotion auch gekriegt [...].“<sup>241</sup>

Frau Dr. A. schrieb auch eine Doktorarbeit. Im Zuge ihrer Scheidung und des Auszugs ihres Mannes verschwand die geschriebene Arbeit allerdings und tauchte erst nach einem Jahr wieder auf. Sie begann in der Zeit eine neue Doktorarbeit, damit sie ihre aktuelle Stelle behalten konnte, welche an die Forschungsarbeit geknüpft war. Fertiggestellt hat sie die Arbeit allerdings nicht.<sup>242</sup> Frau N. schrieb ebenfalls eine Doktorarbeit. Das Thema dieser ersten Doktorarbeit bekam sie in der Chirurgie und war vermeintlich

---

<sup>236</sup> Vgl. Kleinau, Elke, Opitz, Claudia (Hrsg.), 1996: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Band2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt/Main, New York, S. 452.

Unter ihnen befand sich zum Beispiel Hannah Arendt. Vgl. Boedeker, Elisabeth, Meyer-Platz, Maria: 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920-1970, Göttingen 1974, S. 369, zitiert nach Kleinau, Opitz 1996: S. 452.

<sup>237</sup> Vgl. Kleinau, Opitz 1996: S. 454 f.

<sup>238</sup> Vgl. Bussmann, Hadumod (Hrsg.): Stieftöchter der Alma Mater? 90 Jahre Frauenstudium in Bayern – am Beispiel der Universität München, München, 1994, S. 80 f. und S. 130 f.

<sup>239</sup> Vgl. Kleinau, Opitz 1996: S. 456.

<sup>240</sup> Interview Frau Dr. G.: S. 8.

<sup>241</sup> So berichtet Frau Dr. O. von ihrer Promotion, welche scheinbar auch für Frauen in dieser Zeit unkompliziert war. Interview Frau Dr. O.: S. 3.

<sup>242</sup> Vgl. Interview Frau A.: S. 16-17.

schnell zu bearbeiten. „[...] ihr Weiber gehört ja sowieso an Herd, also pass mal auf Mädchen, mach das mal eben, in ein paar Wochen hast du das fertig.“<sup>243</sup> Das Thema der Arbeit wurde jedoch zweimal vergeben und dann die Arbeit des Studenten angenommen, nicht ihre. Ob es jetzt Zufall war, oder daran lag, dass sie eine Frau war und der Doktorvater Männer bevorzugte, wurde im Interview nicht deutlich. Eine zweite Arbeit wurde dann von einem neuen Doktorvater lange Zeit nicht korrigiert und ein Ersatzdoktorvater verstarb, bevor er sie korrigieren konnte.<sup>244</sup> „Naja und dann hatte ich hier einen Senkrechtstart [...], Tochter 10 Jahre alt, Mutter mit nem Apoplex, die dann Weihnachten starb [...] ich habe (es) einfach nicht geschafft, die liegt da noch irgendwo.“<sup>245</sup>

In den Jahren 1945 bis 1947 wurden die meisten Universitäten Deutschlands wiedereröffnet oder neu gegründet. Als Beispiel dient hier wieder die Universität Würzburg. Die Katholisch-theologische Fakultät und die Vorklinischen Institute der Medizinischen Fakultät haben schon 1945 den Lehrbetrieb wieder aufgenommen, die Medizinische Fakultät mit den Klinischen Instituten hingegen erst Anfang 1947.<sup>246</sup>

Die Kapazitäten für Studierende waren an den teilweise noch stark zerstörten Universitäten begrenzt. Es gab viele Bewerberinnen und Bewerber für wenige Studienplätze. Während des Krieges hatten die Nationalsozialisten aufgrund des allmählich entstehenden Mangels an Medizinern begonnen vor allem das Medizinstudium durch gezielte Propaganda zu stärken, um viele Studierende zum Medizinstudium zu bringen, was dazu führte, dass nun nach dem Krieg viele Absolventen eine Stelle bzw. Studierende einen Studienplatz brauchten. Zum einen Studierende, die schon vor oder während des Krieges ihr Studium begonnen hatten und dieses jetzt fortsetzen wollten, zum anderen aber auch Studienanfänger, die gerade ihr Abitur bestanden hatten. Viele Schülerinnen und Schüler hatten noch während des Krieges in einem Eilverfahren ein Notabitur ablegen können.<sup>247</sup> So bekam Frau Dr. R. 1938 ohne eine Abiturprüfung abzulegen ihren Schulabschluss, „[...] da ging gerade der Krieg los, ja, aber kein Abitur mehr gemacht,

---

<sup>243</sup> Interview Frau N.: S. 40.

<sup>244</sup> Vgl. Interview Frau N.: S. 40-41.

<sup>245</sup> Interview Frau N.: S. 41.

<sup>246</sup> Vgl. Universität Würzburg 2019: Chronik der Universität Würzburg, <https://www.uni-wuerzburg.de/uniarchiv/universitaetsgeschichte/chronik/>, Stand 30.01.2019, zuletzt abgerufen am 21.07.2019.

<sup>247</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann, 1988: S. 189.

da haben wir die Noten gekriegt über das Jahr dann, also ich hab gar nichts gemacht, ich hab bloß das Ding in die Hand gedrückt gekriegt, das war natürlich herrlich.“<sup>248</sup>

Viele Medizinstudierende hatten kurz vor Ende des Krieges sogenannte Notapprobationen erhalten, damit sie noch im Kriegsdienst und den Lazaretten einsetzbar waren. Diese Studierenden mussten jetzt meist an den wiedergeöffneten Universitäten nachgeprüft werden, damit sie eine offizielle Approbation erhalten konnten.<sup>249</sup> Frau Dr. R. hat im Januar 1945 mit ihrem Examen begonnen und konnte nur sechs Fächer abschließen. Trotzdem bekam sie die Approbation. Als der Krieg vorbei war musste sie drei Hauptfächer nachholen. Eine Schwierigkeit war, eine geöffnete Uni zu finden, was sie aber dann mit der Hilfe einer Freundin geschafft hat, sie konnte dann die restlichen Fächer dort nachholen.<sup>250</sup>

Außerdem gab es viele Geflohene aus den Ostgebieten, welche auch ein Studium fortsetzen oder beginnen wollten. Die Sozialerhebung des Studentenwerks von 1951 geht davon aus, dass die stark gestiegene Zahl von Studierenden nicht allein auf diese Gründe zurückzuführen ist, sondern auch auf die „Akademisierung vieler Berufszweige“.<sup>251</sup>

Vor allem in der Amerikanischen Zone wurden Bewerberinnen und Bewerber auf einen Studienplatz genauestens auf ihre Verbindungen zum NS-Regime geprüft. So musste jede Bewerberin und jeder Bewerber einen Fragebogen ausfüllen und es wurde von verschiedenen Instanzen geprüft, ob sie zu einem Studium zugelassen werden konnten.<sup>252</sup>

Nach Öffnung der Universitäten gab es zu viele Bewerberinnen und Bewerber auf die wenigen Studienplätze, die aufgrund der Zerstörung der Universitäten und des Fehlens des Lehrpersonals zur Verfügung standen. Frauen wurde der Zugang zum Studium erschwert, da Soldaten, Väter, im Krieg verwundete und Kriegerwitwen bevorzugt an der Universität aufgenommen wurden.<sup>253</sup> Auf die Frage, wie viel Mädchen im Semester studiert hätten, antwortete Frau Dr. W. „Ganz wenig Mädchen. Die Männer waren schon zurück, da waren eben auch wieder so Heimkehrer.“<sup>254</sup> „Wir waren vielleicht 20

---

<sup>248</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 2.

<sup>249</sup> Vgl. Krönig, Waldemar, Müller, Klaus-Dieter (Hrsg.): Nachkriegssemester. Studium in Kriegs- und Nachkriegszeit, Stuttgart 1990, S. 26.

<sup>250</sup> Vgl. Interview Frau Dr. R.: S. 4-5.

<sup>251</sup> Verband Deutscher Studentenwerke (Hrsg.), 1952: Das soziale Bild der Studentenschaft in Westdeutschland und Berlin, o. O., S. 8.

<sup>252</sup> Vgl. Bungenstab, Karls-Ernst: Umerziehung zur Demokratie? Re-education-Politik im Bildungswesen der US-Zone 1945-1949, Düsseldorf 1970, S. 126.

<sup>253</sup> Vgl. Maul 2001: S. 21.

<sup>254</sup> Interview Frau Dr. W.: S. 11.

im Semester, maximal.“<sup>255</sup> Witwen wurden bevorzugt, weil sie meist selbstständig für ihren Unterhalt sorgen mussten und das konnten sie am besten mit einem abgeschlossenen Studium bewerkstelligen. In seltenen Fällen wurden ebenfalls Frauen bevorzugt zugelassen, die schon vor oder während des Krieges mit ihrem Studium weit fortgeschritten waren und somit bald ihren Abschluss machen konnten.<sup>256</sup> So kam es vor, dass Frauen mehrere Jahre auf die Wiederaufnahme oder den Beginn ihres Studiums warten mussten. An der Universität Würzburg lag der Anteil von Frauen an den Studierenden zum Beginn der Nachkriegszeit bei gerade einmal 17%, an der Gesamtzahl der Universitäten bei 20%.<sup>257</sup> Im Medizinstudium wurden Frauen im Sommersemester 1946 nur zur Klinik zugelassen, wenn sie ihr Physikum mit der Note „sehr gut“ ablegten, für männliche Studierende galt dieses nicht. Auch gab es immer noch Beschränkungen bei der Zulassung für Frauen an die Universität, wie zum Beispiel an der Universität München, an der 1946 immer noch nur 10% Frauen zum Studium zugelassen wurden.<sup>258</sup> Von den befragten Frauen, welche während der Kriegszeit studierten, berichtete keine davon, dass sie ihr Studium nach dem Krieg nicht gleich wieder fortsetzen konnte.<sup>259</sup> Frau Dr. F. berichtete davon, dass nur noch wenige Frauen in ihrem Semester das Studium nach dem Krieg wieder aufgenommen haben. Sie lässt es im Interview weitestgehend offen, ob ihre Kommilitoninnen auf Grund der Zulassungsbeschränkungen oder aus anderen Gründen, wie etwa Ehe und Kinder, nicht mehr ihr Studium aufnehmen bzw. abbrechen. Sie erwähnt nur, dass „[...] also bei uns sind die meisten abgesprungen, die sind verheiratet [...]“.<sup>260</sup> Ob die Frauen nun aus den oben genannten Gründen ihr Studium abbrechen, oder auf Grund der Ehe nicht mehr weiter studierten, bleibt offen. „[...] wie wir anfangen waren wir also in etwa so viele Mädchen wie Jungs beim Studieren, männlich und weiblich, ziemlich egal und im Vorphysikum waren es schon weniger Mädchen und im Physikum wars schon nur noch ein Mädchen in der Gruppe.“<sup>261</sup> So berichtet auch Frau Dr. F. von ihrem Studium und den Kolleginnen, welche meist das Studium vorzeitig abbrechen.

---

<sup>255</sup> Gibt Frau Dr. W. weiter vorne im Interview noch an. Interview Frau Dr. W.: S. 7.

<sup>256</sup> Vgl. Kleinen, Karin: „Frauenstudium“ in der Nachkriegszeit (1945-1950). Die Diskussion in der britischen Besatzungszone, 1995, in: Historische Kommission der DGfE (Hrsg.), 1995: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Band 2, Weinheim und München, S. 283.

<sup>257</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 191 f.

<sup>258</sup> Vgl. Kleinau, Opitz, 1996: S. 451.

<sup>259</sup> Vgl. hierzu zum Beispiel das Interview von Frau Dr. H.: S. 2.

<sup>260</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 10.

<sup>261</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 9.

Frau Dr. W., die 1949 ihr Studium beginnen wollte, musste eine Zulassungsprüfung ablegen, um einen Studienplatz zu bekommen.

[...] da sind sie einbestellt worden zu Assistenten, zu wissenschaftlichen und mit denen haben sie sich im Grunde genommen nur unterhalten und die haben so Allgemeinwissen abgefragt [...] ich weiß von niemandem, der nicht genommen worden ist. Es waren also Unmengen von Studenten, die saßen auf Treppen, weil die Sitze nicht ausgereicht haben [...].<sup>262</sup>

In der britischen Besatzungszone wurde 1946 der erste Studententag abgehalten. Die meisten teilnehmenden Studierenden der jeweiligen, von den Universitäten geschickten Studentenschaften, votierten für eine Einschränkung des Frauenstudiums an den Universitäten. Ihrer Meinung nach sollten Kriegsteilnehmer bevorzugt einen Platz zugewiesen bekommen und verheiratete Frauen sollten vom Studium ausgeschlossen werden. Die Militärregierung der britischen Zone beharrte allerdings auf der Gleichberechtigung von Mann und Frau und somit konnte ein Beschluss mit Hilfe der Studierenden der Universitäten Hamburg, Bonn und Hannover gefasst werden, der für eine Gleichbehandlung von Mann und Frau an der Universität stand. Die entsandten Studentenschaften dieser Universitäten waren schon während der Debatte mit ihren Kollegen für ein Frauenstudium. Verheiratete Frauen wurden allerdings auch nach dem Beschluss von 1946 an vielen Universitäten benachteiligt und nicht zum Studium zugelassen.<sup>263</sup>

In der amerikanischen Besatzungszone wurde erst 1948 eine „Women's Affairs Section“<sup>264</sup> eingerichtet. Die Vertreterinnen und Vertreter dieser Abteilung, wollten „eine neue weibliche akademische Elite (bilden), die den deutschen Frauen den Weg in die Demokratie weisen [...]“<sup>265</sup> Der wiedergegründete Deutsche Akademikerinnen Bund (DAB) wurde zur Erfüllung dieses Planes finanziell von den Amerikanern und ihrer neu gegründeten Abteilung unterstützt. Aber auch der DAB und die Ideen der Frauen-Abteilungen der beiden Besatzungsmächte konnten sich nur schwer gegen die konservativen Ansichten der Regierung Adenauer und des Bundesfamilienministers durchsetzen. Das Frauenstudium verfügte bis in die Reformzeit der 1960er Jahre hinweg über wenig Ansehen in der Gesellschaft und bei vielen Frauen selbst.<sup>266</sup> Der Sozialpsychologe Hans Anger untersuchte in einer Studie unter anderem die Meinung von Hochschulprofesso-

---

<sup>262</sup> Interview Frau Dr. W.: S. 1.

<sup>263</sup> Vgl. Maul 2001: S. 24 f.

<sup>264</sup> Maul 2001: S. 29.

<sup>265</sup> Maul 2001: S. 37.

<sup>266</sup> Vgl. Maul 2001: S. 31 f.

ren über das Frauenstudium, aber auch über mögliche Hochschulreformen. Die Befragungen führte er im Wintersemester 1953/54, sowie 1954/55 durch.<sup>267</sup> In der Befragung wurde deutlich, dass weiterhin Vorurteile gegen das Frauenstudium und gegen Hochschullehrerinnen durch die Professorenschaft bestanden. Nur 36% der befragten Professoren akzeptierten ein Frauenstudium, 24% der Befragten, welche gegen ein Studium von Frauen waren, lehnten dieses sogar ausnahmslos ab.<sup>268</sup> Hochschullehrerinnen wurden nur von 21% der Befragten an der Hochschule akzeptiert.<sup>269</sup> Als Argumente gegen ein Frauenstudium oder gegen Hochschullehrerinnen wurde einmal mehr die biologische Unterlegenheit von Frauen für die wissenschaftliche Tätigkeit angeführt.<sup>270</sup> Frauen galten als fleißig, aber weniger leistungsstark und weniger intelligent als Männer. Wenn sie ein Studium aufnahmen, so nur, um einen Mann zu finden.<sup>271</sup> Hier schien weiterhin das Frauenbild um die Zeit der Jahrhundertwende Anwendung zu finden. Um das Jahr 1900 galten Frauen als geistig unterlegen, von der Anatomie nicht ausreichend für große Denkleistungen ausgestattet.<sup>272</sup> Sie mussten sich den Männern unterordnen.<sup>273</sup> Frau Dr. O. berichtet von ihrem Alltag an der Universität. Auf die Frage, ob sie als Frau anders behandelt wurde an der Universität antwortete sie. „Wir wurden manchmal hart geprüft, aber wir haben auch hart gearbeitet, wenn man was gewusst hat, dann war das eben so, war das in Ordnung.“<sup>274</sup> Frau Dr. W. berichtete von wenigen Problemen. „Da war keine Rivalität zwischen den männlichen und weiblichen Studenten, die haben uns eben so hingegenommen.“<sup>275</sup> Frau Dr. G. bekam Kritik von Bekannten ihrer Familie am Anfang ihres Studiums. „Also, als ich angefangen hab zu studieren, da wurde mir gesagt, also du bist ja völlig blöd, also nicht von meinen Eltern, sondern von Bekannten, erst mal als Mädchen und dann kannst du ja dann da nie was verdienen [...]“<sup>276</sup> Frau Dr. F., in deren Semester einige Kommilitoninnen das Studium aufgaben, wie oben schon erwähnt, gab

---

<sup>267</sup> Vgl. Anger, Hans: Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten, Tübingen 1960, S. 2.

<sup>268</sup> Vgl. Anger 1960: S. 479.

<sup>269</sup> Vgl. Anger 1960: S. 489 f.

<sup>270</sup> Vgl. Anger 1960: S. 491 f.

<sup>271</sup> Vgl. Brentano, Margherita von: Die Situation der Frauen und das Bild „Der Frau“ an der Universität, 1963, in: Universitätstage 1963: Universität und Universalität. Sonderdruck, Berlin, S. 82.

<sup>272</sup> Vgl. Hinke, Helga: Frauenrollen, Frauenbilder. Handreichung für die Schulen in Bayern, Staatsinstitut für Schulpädagogik und Bildungsforschung München 1992, S. 5.

<sup>273</sup> Vgl. Hinke 1992: S. 123 f.

<sup>274</sup> Interview Frau Dr. O.: S. 16.

<sup>275</sup> Interview Frau Dr. W.: S. 11.

<sup>276</sup> Interview Frau Dr. G.: S. 27.



es einen Professor, welcher dieses wohl als positiv empfand und kommentierte. „Ein Professor weiß ich, der Professor X [Name anonymisiert, K.S.], der hat immer gesagt, Gott sei Dank ist wieder eine unter der Haube, es ist wieder eine Konkurrentin ausgeschieden. Von den Professoren waren einige frauenfeindlich, möchte ich sagen.“<sup>277</sup> Margherita von Brentano arbeitete in ihrem Aufsatz über die Studie von Anger als Ergebnis heraus, dass die Meinung der Professoren und auch der Männer im Allgemeinen war, dass „Frauen erstens schön (oder hübsch) [...] zweitens heiratswillig“<sup>278</sup> sein sollten. Hübsche Frauen konnten aber nicht als klug gelten und klugen Frauen, welche zum Beispiel als Dozentinnen an den Universitäten arbeiteten, wurde oft nachgesagt, dass sie hässlich seien, deshalb keinen Ehemann gefunden hätten und deshalb der wissenschaftlichen Tätigkeit nachgehen müssten.<sup>279</sup> Doch auch zu dieser Zeit gab es von Seiten der Studierenden durchaus auch kritische Stimmen gegen die Zulassungsbeschränkungen für Studentinnen an den Universitäten. Ein Leserbrief einer Medizinstudentin, welcher 1946 in der Frankfurter Rundschau in der Rubrik „Die Stimme der Frau“ erschien, befasste sich genau mit dieser Thematik. Die Studentin, die schon während des Krieges Medizin studiert hatte, versuchte vergeblich einen Studienplatz für Medizin an den wiedereröffneten Universitäten zu bekommen und berichtet über ihren Leidensweg. Die Gründe für ihre Ablehnungen waren ähnlich der schon oben genannten und so fragte sie offensiv:

Warum ist die Studentin, insbesondere die Medizinerin, heute in einem Deutschland, das demokratisch sein will, weniger gleichberechtigt denn je? Warum wird an allen deutschen Hochschulen nur ein ganz geringer Prozentsatz Frauen aufgenommen?<sup>280</sup>

Auch kritisierte sie deutlich, dass Studentinnen, welche in ihrem Studium schon weit fortgeschritten waren, trotzdem gegenüber ehemaligen Soldaten aus dem Kriegsdienst, Männern und Witwen benachteiligt behandelt wurden und wies darauf hin, dass auch sie ein Recht hätten, ihr Studium zu beenden und ihren Beruf auszuüben.<sup>281</sup> Es gab nur wenig Reaktion auf diesen Leserbrief und dieses Thema. So gingen bei der Zeitung

---

<sup>277</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 16.

<sup>278</sup> Brentano 1963: S. 83.

<sup>279</sup> Vgl. Brentano 1963: S. 83.

<sup>280</sup> Leserbrief einer Medizinstudentin: „Was eine Studentin an den deutschen Universitäten erlebte“. Frankfurter Rundschau, 1. Februar 1946. In: Themenportal Europäische Geschichte, <http://www.europa.clío-online.de/2006/Article=41>“, Stand: 2006, zuletzt abgerufen am 28.10.2016, S. 1.

<sup>281</sup> Vgl. Leserbrief einer Medizinstudentin 1946: S. 2.

zwei Antworten von Leserinnen ein und die Frankfurter Rundschau selbst druckte eine redaktionelle Vorbemerkung ab, wonach die Behandlung von Studentinnen seitens der Universitäten zwar nicht gerecht sei, die Frauen sich aber ihrer Rolle wieder bewusst werden sollten und die Männer durch Nichtantreten des Studiums unterstützen sollten. Die Zuschrift einer katholischen Medizinstudentin unterstrich diese Meinung, dass Frauen die aus dem Krieg heimgekehrten Männer unterstützen sollten und sich ihrer Nächstenliebe besinnen mögen. Eine weitere Zuschrift einer Studentin bekräftigte allerdings die Autorin in ihrer Überzeugung, dass der Arztberuf eher eine Berufung, als einen Beruf darstellt und dass gerade Frauen für diesen sozialen Beruf geeignet sind.<sup>282</sup> Der Anteil der Mädchen an Gymnasien in der Bundesrepublik lag 1950 bei 40,4%, jedoch lag die Zahl der Abiturientinnen deutlich niedriger, nämlich bei 33,9%. Zwar stieg bis 1960 die Zahl der Abiturientinnen auf 36,0%, der Anteil an Frauen auf dem Gymnasium sank leicht auf 39,5%.<sup>283</sup> Auch nach dem Krieg war es für Mädchen noch nicht üblich, ein Gymnasium zu besuchen. Meist hatten sie Förderer in der eigenen Familie, oder auch Lehrkräfte, die ihr Talent erkannten und sie für ein Gymnasium empfahlen. Frau A. lebte bei ihrer Tante auf dem Land, die Eltern wollten sie so vor dem Krieg schützen. Sie wechselte 1947 aufs Gymnasium und machte 1956 Abitur.

[...] meine Tante, die hat mich immer genötigt, man kann bald sagen, gezwungen, auch wenn ich krank war, zuhause Gedichte zu lernen, Aufsätze zu schreiben und so weiter, also sie war sehr auf Leistung bedacht, fürchterlich. Und die Lehrerin in der vierten Klasse Volksschule, die hat mich vorgeschlagen fürs Gymnasium und da landete ich und es war ein Jungengymnasium und wir waren zu Anfang sechs Mädchen und bis zur Mittleren Reife sind dann vier verschwunden, weil zum Teil weggezogen [...] auf jeden Fall waren wir dann nur noch zu zweit in der Oberklasse und haben dann auch zu zweit, also Mädchen, Abitur gemacht und 25 Jungs.<sup>284</sup>

Frau N. besuchte eine ganze Zeit die Frauenfachschele, bevor ihr Lehrer erkannte, dass sie auf eine weiterführende Schule wechseln sollte. Es war damals nicht üblich, dass man Abitur machte. „[...] du heiratest ja doch, man ging mit mittlerer Reife ab. Dann wollte ich MTA [Medizinisch-technische Assistentin, K.S.] werden [...]. Vorgeschaltet

---

<sup>282</sup> Vgl. Hausen, Karin: Strittige Gleichberechtigung. Studentinnen an deutschen Universitäten seit Herbst 1945, in: Themenportal Europäische Geschichte, <http://www.europa.elio-online.de/2006/Article=117>, Stand: 2006, zuletzt abgerufen am 28.10.2016.

<sup>283</sup> Vgl. Preisert, Hans Gerd: Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland, München 1967, S. 101, zitiert nach: Kleinau, Elke, Opitz, Claudia (Hrsg.), 1996: S. 377.

<sup>284</sup> Interview Frau A.: S. 2.

war aber in den 50er Jahren, es muss 53 gewesen sein, ein Jahr Frauenfachschule.“<sup>285</sup> „Was wollen sie mit diesem Puddingabitur?“<sup>286</sup> So wurde auch in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren noch der Abschluss an der Frauenfachschule genannt. Als Frau N. die Frauenfachschule besuchte hatte sie einen Lehrer, der ihr Talent erkannte und er schickte sie zu einem Praktikum ins Krankenhaus, dabei wurde ihr klar, dass MTA kein Beruf für sie sein würde. Sie ging doch auf das Gymnasium und schloss es mit dem Abitur ab. Finanziell war dies möglich durch eine Waisenrente und das kleine Geschäft ihrer Mutter.<sup>287</sup> Im Sommersemester 1951 waren 21% aller Studierenden an Universitäten Frauen, in Realzahlen bedeutet dies, dass bei einer Gesamtzahl von 74.513 Studierenden nur 15.782 weiblich waren. Wenn man alle Hochschulen betrachtet, also auch Technische Hochschulen und die sogenannten sonstigen Hochschulen, gab es insgesamt 108.874 Studierende, davon waren 17,2%, also 18.633 Studierende Frauen. Bei den Musik- und Kunsthochschulen lag der Anteil von Frauen allerdings bei 32,2%.<sup>288</sup> An der Universität Würzburg waren im Sommersemester 1951 2.751 Studierende eingeschrieben, davon 517 Frauen, also lag deren Anteil bei 18,8%.<sup>289</sup> Im Sommersemester 1951 lag der Anteil von Medizinstudentinnen gemessen an der Gesamtzahl aller Studierenden der Allgemeinen Medizin bei 25,9%.<sup>290</sup> Die Zahl der Studierenden erhöhte sich bis 1959 nochmals um 80%. An den Universitäten waren im Sommersemester 1959 134.477 Studierende immatrikuliert, an allen Hochschulen 157.374.<sup>291</sup> An der Universität Würzburg waren im Sommersemester 1959 4.489 Studierende eingeschrieben.<sup>292</sup> Der Anteil der weiblichen Studierenden betrug 26,3% an den Universitäten, insgesamt an allen Hochschulen 22,8%. Der höchste Anteil an weiblichen Studierenden lag damals immer noch bei 40,1% an den Musik- und Kunsthochschulen. Das Frauenstudium hatte in den letzten 10 Jahren also stark zugenommen, am meisten in Studienfächern mit geringerer Dauer, wie z.B. Pharmazie oder Lehramt. Ebenfalls beliebt bei Frauen war das Studium der Allgemeinen Medizin. Der Anteil der Medizinstudentinnen an allen Studierenden ist im Sommersemester 1959 auf 35,4% gestiegen, im Vergleich zu 1951 kann

---

<sup>285</sup> Interview Frau N.: S. 1.

<sup>286</sup> Interview Frau N.: S. 2.

<sup>287</sup> Vgl. Interview Frau Dr. N.: S. 2.

<sup>288</sup> Vgl. Verband Deutscher Studentenwerke 1952: S. 8-10.

<sup>289</sup> Vgl. Verband Deutscher Studentenwerke 1952: S. 13.

<sup>290</sup> Vgl. Verband Deutscher Studentenwerke 1952: S. 93.

<sup>291</sup> Vgl. Deutsches Studentenwerk (Hrsg.): Das soziale Bild der Studentenschaft in Westdeutschland und Berlin, Bonn 1960, S. 10-13.

<sup>292</sup> Vgl. Deutsches Studentenwerk 1960: S. 21.

also ein Anstieg von 9,5% verzeichnet werden.<sup>293</sup> Viele Studierende brachen in den 1950er Jahren ihr Studium ab. Bei den männlichen Studierenden etwa 25%, bei den weiblichen etwa 50%. Dies war bei Frauen am ehesten im Studiengang Philosophie zu beobachten. Unter Medizinstudentinnen waren fast keine Studienabbrecher zu verzeichnen.<sup>294</sup> Gründe für den Studienabbruch waren vielschichtig. Zum einen wurde die Meinung vertreten, dass viele Studentinnen ein Studium aufnahmen, ohne die spätere Absicht, überhaupt arbeiten zu wollen und anstelle dessen lieber eine Familie gründen und sich um diese kümmern wollten.<sup>295</sup> Zum anderen vertrat Helge Pross<sup>296</sup> die Meinung, dass Frauen durch die benachteiligte Stellung an den Universitäten und die frauenfeindliche Stimmung an dieser eher ein Studium abbrächen.<sup>297</sup> Ein weiteres Hindernis für die Erlangung eines Abschlusses an einer Hochschule sieht Pross in der „Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern“<sup>298</sup>. Frauen müssen sich, ihrer konservativen Rolle folgend, um die Familie kümmern und diese Tätigkeit als ihren Hauptberuf ansehen, bei dem die berufliche Tätigkeit hintenanstehen sollte. Diese Rollenverteilung unterstützte auch das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) mit dem §1356, in welchem betont wurde, dass die Frau sich an erster Stelle um den Haushalt und die Familie kümmern müsse und erst dann einer Erwerbstätigkeit nachgehen dürfe, wenn dieses sichergestellt ist. Dies führe auch dazu, dass Frauen häufig Studienfächer mit einer kurzen Studienzzeit aufnahmen.<sup>299</sup>

Etwa 60% aller Studienabbrecherinnen waren nicht verheiratet oder heirateten nach dem Studienabbruch, sie beendeten ihr Studium aus anderen Gründen, so Pross weiter. Die Familienplanung gehöre ihren Ausführungen zur Folge nicht zu den Gründen eines Studienabbruchs. Lediglich das Kinderkriegen, so folgert sie weiter, führe bei einigen Studentinnen zum Abbruch ihres Studiums. Einige Frauen beendeten wohl vorzeitig ihr

---

<sup>293</sup> Vgl. Deutsches Studentenwerk 1960: S.44 f.

<sup>294</sup> Vgl. Mohr, Wilma, 1987: Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich, Freiburg im Breisgau, S. 28.

<sup>295</sup> Vgl. Maul 2001: S. 86.

<sup>296</sup> Helge Pross, geboren 1927, war Professorin für Soziologie, lehrte unter anderem an der Universität Gießen und war Journalistin. Sie gehörte zu den wenigen Frauen, welche in der Nachkriegszeit eine wissenschaftliche Karriere aufbauen und habilitieren konnten. Ihr wissenschaftlicher Schwerpunkt lag in der Geschlechterforschung. Vgl. Hertrampf, Susanne: Helge Pross, abgerufen auf: <http://www.bpb.de/gesellschaft/gender/frauenbewegung/35327/helge-pross?p=0>, Stand: 9.1.2009, zuletzt abgerufen am: 30.11.2016.

<sup>297</sup> Vgl. Pross, Helge: Über Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik, Frankfurt/Main 1969, S. 51.

<sup>298</sup> Pross 1969: S. 33.

<sup>299</sup> Vgl. Pross 1969: S. 35-37.

Studium, um einem bezahlten Beruf nachzugehen, damit sie das Studium ihres Mannes finanzieren konnten.<sup>300</sup> Um mehr Studienabbrüchen entgegenzuwirken, wurden im Lauf der 1950er Jahre Beratungsstellen für Studierende an ein paar wenigen Universitäten, unter anderem Hamburg, gegründet.<sup>301</sup> Frau Dr. N. war während des Studiums unverheiratet schwanger geworden, unterbrach das Studium und ging in ein Heim für ledige Mütter. Sie wollte das Geschäft und den Ruf ihrer Familie in ihrem Heimatort nicht schädigen. Die im Heim arbeitende Ärztin war nicht als Geburtshelferin ausgebildet und Frau N. versuchte an die Uniklinik X [Ort anonymisiert, K.S.] zu kommen, um eine sichere Geburt zu haben.<sup>302</sup> „Und denn schrieb mir der Oberarzt, ja natürlich, sie können hier auch famulieren und [...] sind auf dem Pavillon untergebracht.“<sup>303</sup> Die Möglichkeit überhaupt an die Universität X [Ort anonymisiert, K.S.] wechseln zu können bekam Frau N. damals durch die Hilfe der neu eingerichteten Studentenberatungsstelle an der Universität. Eine Mitarbeiterin half ihr bei der Orientierung und organisierte ihr einen Schlafplatz bis sie schließlich in der Klinik wohnen konnte.<sup>304</sup> Für Studentinnen war es erheblich schwieriger, einen geeigneten Nebenjob zur Finanzierung des Studiums zu finden, als für die männlichen Kollegen. Der Anteil der Studentinnen, die ausschließlich von den Eltern finanziert wurden, lag also weitaus höher, als bei den Studenten. Im Verlauf der 1950er Jahre wurden über 50% der weiblichen Studierenden alleinig von ihren Eltern finanziert. Durch Nebenjobs und Ferienjobs finanzierten sich 1953 7% aller Studentinnen, im Laufe der 1950er Jahre sank dieser Anteil wieder ab.<sup>305</sup> Auch von den befragten Frauen wurden acht von ihren Eltern finanziert und lediglich zwei Frauen hatten einen Nebenjob und finanzierten sich so weitestgehend selbst. Frau Dr. W. finanzierte ihr Studium, welches sie 1949 begann, durch einen Ferienjob in den Semesterferien in der Großindustrie. Hier war sie als Schreibkraft angestellt und bekam ein Zimmer gestellt. Diese Stelle bekam sie über die Kontakte einer Freundin, deren Vater in der Firma angestellt war. Sie arbeitete auch auf Messen als Verkäuferin.<sup>306</sup> Frau Dr. N. begann 1956 ihr Studium und finanzierte es durch eine Stelle in der Großindustrie. Hierfür lernte sie schon während der Schulzeit Maschinenschreiben und Stenographie

---

<sup>300</sup> Vgl. Pross 1969: S. 51-52.

<sup>301</sup> Vgl. Maul 2001: S. 87.

<sup>302</sup> Vgl. Interview Frau N.: S. 5-6.

<sup>303</sup> Interview Frau N.: S. 6.

<sup>304</sup> Vgl. Interview Frau N.: S. 22.

<sup>305</sup> Vgl. Maul 2001: S. 89-90.

<sup>306</sup> Vgl. Interview Frau Dr. W.: S. 2. und S. 16.

und konnte somit während der Semesterferien im Büro arbeiten.<sup>307</sup> Etwa dreiviertel der Studentinnen wohnten bei den Eltern. Es war viel schwieriger für sie, eine geeignete Unterkunft zu finden. Vermieter und Vermieterinnen gaben als einen Grund an, dass Frauen eher einen hohen Wasserverbrauch hätten, durch Waschen, Kochen und Putzen und sie deshalb männliche Mieter, die meist nicht selbst kochten und wuschen, bevorzugen würden.<sup>308</sup> Dieses bestätigt Frau N., sie war erfinderisch bei der Wohnungssuche und kontaktierte die Vermieter der Zimmer noch bevor diese an die Studentenberatungsstelle für Wohnung gemeldet wurden. „[...] Damen waren nicht gern gesehen, die waschen immer, gar nicht gerne, wir kriegten schlechte Karten.“<sup>309</sup> Sie berichtet von Freundinnen, welche in eine Verbindung gingen, um ein Zimmer zu bekommen. Dies machte sie jedoch nicht.<sup>310</sup> Interessanterweise hatten die befragten Frauen keine Schwierigkeiten bei der Suche nach einer Unterkunft, keine wurde abgelehnt, weil sie eine Frau war. Zumindest berichtete keine davon. Viele Frauen wohnten während ihres Studiums bei ihren Eltern, um sich überhaupt ein Studium leisten zu können. „[...] man hat bei seiner Mutter gewohnt.“<sup>311</sup> Auch Frau Dr. W. wohnte aus finanziellen Gründen bei ihrer Mutter. Frau Dr. G., welche das Studium 1953 begann, wurde von ihrem Vater zur Zimmersuche begleitet „[...] denn er hatte größte Sorge, wo ich da wohne und ich war ja auch die Älteste, dass ich dann da nicht unter die Räder komm und so.“<sup>312</sup> Sie bewohnte während ihres Studiums verschiedene Zimmer und hatte nie Probleme eines zu finden, weil sie eine Frau war. In einer großen Stadt in Bayern war es schwer, bezahlbare Zimmer zu finden, allerdings ging das allen Studierenden dort so.<sup>313</sup> „Und ich fuhr von X [Ort anonymisiert, K.S.] aus mit dem Arbeiterzug, morgens Früh um 5.49 Uhr von X [Ort anonymisiert, K.S.] ab nach X [Ort anonymisiert, K.S.], so haben wir studiert.“<sup>314</sup> Auch Frau Dr. F. wohnte bei ihren Eltern, um Geld einzusparen. Frau A. begann ihr Studium 1957 und wohnte nicht bei ihren Eltern, sondern in gemieteten Zimmern und in Studentenwohnheimen. Sie hat unter den Befragten als Letzte das Studium begonnen und ihre Familie hatte zum Ende der 1950er Jahre keine Geldsorgen

---

<sup>307</sup> Vgl. Interview Frau N.: S. 2.

<sup>308</sup> Vgl. Maul 2001: S. 91.

<sup>309</sup> Interview Frau N.: S. 17.

<sup>310</sup> Vgl. Interview Frau N.: S. 20-21.

<sup>311</sup> Interview Frau Dr. W.: S. 17.

<sup>312</sup> Interview Frau Dr. G.: S. 5.

<sup>313</sup> Vgl. Interview Frau Dr. G.: S. 6-7.

<sup>314</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 9.

und konnte ihr das Studium finanzieren.<sup>315</sup> Frau N. hatte schon während des Studiums ein Kind und war auf die Hilfe ihrer Mutter und Tante angewiesen, welche ihr Kind umsorgten, wenn sie an der Universität war. „Was ich viel später erst erkannt hab, meine Mutter war ja ihre [Tochter, K.S.] Mutter, denn ich kam ja nur abends und am Wochenende.“<sup>316</sup> Hier wird deutlich, wie wenig Zeit Frau N. durch das Studium für ihr Kind hatte und dass es ohne die Hilfe der Mutter nicht möglich gewesen wäre, zu studieren.

Die meisten Frauen, welche ein Studium begannen, hatten Eltern mit akademischem Hintergrund. 1950 kamen 40% der Studentinnen aus einem Akademikerhaushalt, 1956 stieg der Anteil auf 43,7% an.<sup>317</sup> So auch bei Frau Dr. S., deren Vater ebenfalls Arzt war und Frau Dr. K., deren Vater Diplomingenieur war. Frau Dr. O. berichtet, dass ihre Mutter selbst gerne Abitur gemacht hätte, es aber zu dieser Zeit für ein Mädchen nur schwer möglich war. Sie und auch ihr Mann unterstützten dann ihre Tochter und es war selbstverständlich, dass Frau Dr. O. ein Gymnasium besuchte und studierte.<sup>318</sup> Sechs der befragten Frauen hatten Eltern mit akademischem Hintergrund. Für die Eltern von Frau A. war es sehr wichtig, dass ihre Tochter studierte, auch wenn sie selbst keine akademische Ausbildung hatten. Die Eltern besaßen einen mittelständischen Betrieb. Sogar als ihre Tochter unverheiratet schwanger wurde, war es für die Mutter das wichtigste, dass sie weiter studieren konnte und niemand von ihrer Schwangerschaft erfuhr.<sup>319</sup>

In den 1950er Jahren existierten kaum Gruppen, in welchen sich Studentinnen organisieren, austauschen, gegenseitig unterstützen und ihre Stellung an den Universitäten stärken konnten. Frauen an den Universitäten scheuten sich offenbar davor in geschlechtseigenen Gruppierungen organisiert zu sein und ihre Interessen zu vertreten. So wurde bei einer Studie über Göttinger Studentinnen deutlich, dass die meisten Studentinnen reine Frauenzusammenschlüsse nicht begrüßten. Auch wollten sie nicht für die Gleichberechtigung der Frauen kämpfen, dieses erschien ihnen zu unweiblich und nicht ihrer Rolle entsprechend.<sup>320</sup> Die wenigen Zusammenschlüsse, die es gab, waren infor-

---

<sup>315</sup> Vgl. Interview Frau Dr. A.: S. 24.

<sup>316</sup> Interview Frau N.: S. 24.

<sup>317</sup> Vgl. Maul 2001: S. 82.

<sup>318</sup> Vgl. Interview Frau Dr. O.: S. 22.

<sup>319</sup> Vgl. Interview Frau A.: S. 25.

<sup>320</sup> Vgl. Frenzel-Meyer zu Capellen, Renée, o. J.: Die Lage der Studentinnen an der Universität Göttingen. Bericht über eine Umfrage im Wintersemester 1954/55, BA Koblenz, B 166/617, S. 12, zitiert nach: Maul 2001: S. 94.

meil. In Studentenschaften und den allgemeinen Studentenausschüssen engagierten sich ebenfalls nur wenige Frauen. Die Meinung unter den Studentinnen und Studenten war, dass Frauen keine Posten in den Hochschulgremien übernehmen sollten, dieses entspräche nicht „dem Wesen der Frau“<sup>321</sup>. Viele Studenten und Professoren lobten allerdings die Anwesenheit von Frauen an der Universität, weil sie dazu führe, dass die Umgangsformen höflicher wurden und blieben, und eine gewisse Lockerheit in den Universitätsalltag Einzug hielt. Das Studium von Frauen war zwar möglich und von einigen Seiten her begrüßt, aber es galt die Überzeugung, dass die meisten Frauen nur studierten, bis sie heirateten oder nach dem Studium zugunsten der Ehe und der Familie nicht in ihrem Studienfach arbeiteten.<sup>322</sup> In der Befragung von Göttinger Studentinnen wurde deutlich, dass drei Viertel ihren Beruf nach einer Heirat nicht mehr ausüben wollen.<sup>323</sup> Sobald Frauen als Konkurrentinnen gegenüber ihren männlichen Kollegen auftraten und nach den gleichen Arbeitsplätzen bzw. einer Karriere nach dem abgeschlossenen Studium strebten, stellten sie eine gewisse Gefahr dar und waren von ihren männlichen Kollegen und den Professoren nicht erwünscht.<sup>324</sup>

### 2.2.3 Studentinnen an den Universitäten in der Nachkriegszeit in Ostdeutschland

Obwohl in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR)<sup>325</sup> ab 1949 in der Verfassung der Artikel 7 die Gleichberechtigung von Mann und Frau im Staat verankerte, war es für Frauen trotzdem schwierig, zu studieren oder auch in führenden Positionen zu arbeiten.<sup>326</sup> Wie in Westdeutschland hatten auch in der Sowjetischen Besatzungszone die Kriegsheimkehrer ein Vorrecht an der Universität und bekamen eher einen Studienplatz. Die Zahl dieser Studienplätze war auch an Universitäten der Sowjetischen Besatzungszone beschränkt.<sup>327</sup> Frauen organisierten vorwiegend das tägliche Leben, hatten sich schon während des Krieges Strukturen und Netzwerke aufgebaut, zum Beispiel fuhren sie aufs Land und tätigten die sogenannten Hamsterkäufe oder tauschten auf dem

---

<sup>321</sup> Maul 2001: S. 97.

<sup>322</sup> Vgl. Maul 2001: S. 98-101.

<sup>323</sup> Vgl. Frenzel-Meyer: S. 10, zitiert nach: Maul, Bärbel, 2001: S. 86.

<sup>324</sup> Vgl. Fackt, Elizabeth: The Status and Attitudes of women in German Universities. A Pilot Study based on Personal Observations Personal Interviews, Group Discussions and a Simple Questionnaire used in Six German Universities during the Summer Semester 1950, o. O. 1950, S.12, zitiert nach: Maul 2001: S. 102.

<sup>325</sup> Die Deutsche Demokratische Republik gründete sich 1949 auf dem Gebiet der Sowjetischen Besatzungszone.

<sup>326</sup> Budde 2003: S. 55.

<sup>327</sup> Vgl. Krönig, Müller 1990: S. 50.



Schwarzmarkt Waren ein.<sup>328</sup> Auch meldeten sich viele Frauen als sogenannte Trümmerfrauen, um sich am Wiederaufbau zu beteiligen. So zumindest wurde dies vom Ministerium für Volksbildung in einem Brief festgehalten. Dieser beinhaltete die Zahlen einer Oberschule, an welcher nur die wenigsten Abiturientinnen nach dem Abschluss ein Studium begannen. Diese Argumente wurden herangezogen um zu belegen, dass Frauen nun eher für die Organisation der Familie und die „Entrümmung“<sup>329</sup> benötigt wurden, als für ein Studium. Die Propaganda der Sowjetischen Besatzungszone und später der DDR förderte die Rolle als Hausfrau und nicht die Berufstätigkeit als Akademikerin.<sup>330</sup> Auch waren es die Männer selbst, die ihre Frauen häufig anhielten, nicht zu studieren und sich um den Haushalt und die Familie zu kümmern.<sup>331</sup> Eine von der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) geforderte Aufstellung der weiblichen und männlichen Studierendenzahlen im Jahr 1946, welche höchstwahrscheinlich von den Rektoren der Universitäten geschönt wurden, zeigte noch eine relativ hohe Frauenanzahl. An der Universität Halle zum Beispiel studierten noch 52,4% Frauen, in Jena 36%.<sup>332</sup> 1947/48 nahm die Zahl der Studentinnen ab. Viele Männer kehrten nun aus der Kriegsgefangenschaft zurück und nahmen ihr Studium wieder auf. Insgesamt waren an den Universitäten nur noch 34,5% aller Studierenden Frauen. 1949/50 betrug der Anteil nur noch 30,0%.<sup>333</sup> Von Seiten des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) wurde diese Entwicklung zwar registriert, dennoch wurden keine Veränderungen angestrebt. Die Studierenden in Ostdeutschland hatten nach dem Krieg mit ähnlichen Schwierigkeiten umzugehen, wie die Studierenden in Westdeutschland. Die Universitäten waren schwer beschädigt, es gab nur wenig Lehrmittel und viele Studierende waren auf Lebensmittelmarken und Stipendien angewiesen. Viele der Studentinnen kümmerten sich zusätzlich zu ihrem Studium noch um ihre Eltern bzw. Familien, erledigten den Haushalt und versuchten Lebensmittel zu beschaffen, dieses stellte oft eine weitere Belastung der Frauen dar.<sup>334</sup> Die legale Lebensmittelbeschaffung mit Bezugsschein, also nicht auf dem Schwarzmarkt oder auf dem Land, wie oben erwähnt, kostete viel Zeit und war nicht immer einfach. So musste

---

<sup>328</sup> Vgl. Budde 2003: S. 81.

<sup>329</sup> BA-DQ2/378: Betr. Berufe der Abiturienten 1948/49, zitiert nach: Budde 2003: S. 82.

<sup>330</sup> Vgl. Budde 2003: S. 82.

<sup>331</sup> Vgl. Krönig, Müller 1990: S. 51.

<sup>332</sup> Vgl. BA-DR2/865, zitiert nach: Budde 2003: S. 83.

<sup>333</sup> Vgl. Budde 2003: S. 84.

<sup>334</sup> Vgl. Budde 2003: S. 85-87.

Frau Dr. S. viel Zeit neben ihrem Studium damit verbringen, Lebensmittel für ihre Familie zu beschaffen. „[...] man hat ne halbe Stunde gestanden in der Schlange, dann hieß es Milch ist alle, sie müssen wiederkommen und das neben dem Studium. Das war ziemlich hart.“<sup>335</sup>

Die Studierenden, welche keine Stipendien bekamen, mussten in den Semesterferien häufig in Betrieben oder der Landwirtschaft arbeiten, um sich ein Studium finanzieren zu können.<sup>336</sup> Ohne die finanzielle Unterstützung und Hilfe der Eltern war es nur wenigen jungen Erwachsenen möglich zu studieren. Dies bestätigt auch Frau Dr. K., welche angibt, dass Studieren zu dieser Zeit kein Problem darstellte, „wenn man die Eltern im Hintergrund hatte.“<sup>337</sup> Ab dem Jahr 1948 war zur Bewerbung um einen Studienplatz eine Bescheinigung über eine gesellschaftliche Aktivität und ein zu verfassender Aufsatz nötig. Die Bescheinigung konnte von Blockparteien, Massenorganisationen oder der Freien Deutschen Jugend (FDJ) ausgestellt werden, Bescheinigungen der letztgenannten wurden bevorzugt behandelt.<sup>338</sup> Dies sollte dazu führen, dass die FDJ sich schließlich in den Universitäten etablieren konnte. Im Studienjahr 1950 entwickelte sie sich zur stärksten Kraft unter den Studierendenvertretungen an den Universitäten. Ab 1951/52 bestand die FDJ Hochschulgruppe schließlich als alleiniger Interessenvertreter der Studierenden.<sup>339</sup> Ein politisches Engagement war unter den Studierenden in den Nachkriegsjahren noch nicht wirklich zu verzeichnen, dies änderte sich erst Ende der 1940er Jahre, als eine Zulassung zum Studium immer häufiger an ein politisches Engagement geknüpft wurde. Es wurden nun immer mehr Studierende aus der Arbeiter- und Bauernschicht zugelassen, da diese, in der Hoffnung des Zentralkomitees der SED, eher dazu neigten, einer sozialistischeren Überzeugung zu folgen und diese Überzeugung so auch an die Universitäten bringen konnten.<sup>340</sup> Schon in den Oberschulen wurde von der DDR-Regierung darauf hin gearbeitet, Arbeiter- und Bauernkinder zu bevorzugen und diese wurden durch die Bildungspolitik weitgehend gefördert.<sup>341</sup> Auch an den Universi-

---

<sup>335</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 7.

<sup>336</sup> Vgl. Budde 2003: S. 88.

<sup>337</sup> Interview Frau Dr. K.: S. 6.

<sup>338</sup> Vgl. Krönig, Waldemar, Müller, Klaus-Dieter (Hrsg.): Anpassung, Widerstand, Verfolgung. Hochschule und Studenten in der SBZ und DDR 1945-1961, Köln 1994, S. 151.

<sup>339</sup> Vgl. Mählert, Ulrich, Stephan, Gerd-Rüdiger: Blaue Hemden – Rote Fahnen. Die Geschichte der Freien Deutschen Jugend, Opladen 1996, S. 69.

<sup>340</sup> Vgl. Budde 2003: S. 88-89.

<sup>341</sup> Vgl. Löbner, Horst: Die Neuaufnahme von Oberschülern, in: Die neue Schule 6, Ht. 8, Berlin 1951, S. 178., zitiert nach: Budde 2003: S. 90.

täten sollte sich schließlich dieser Wandel vollziehen und die „Brechung des bürgerlichen Bildungsprivilegs“<sup>342</sup> vollzogen werden.<sup>343</sup> Die Staatsregierung ging davon aus, dass aus dieser Schicht besondere Loyalität gegenüber dem Staat hervorgehen würde.<sup>344</sup> Diese Bevorzugung richtete sich allerdings im Wesentlichen an männliche Arbeiter- und Bauernkinder, Töchter aus diesen Haushalten besuchten weiterhin selten eine Universität. Diese Bevorzugung kann unter anderem den Nicht-Anstieg des Frauenanteils an der Universität erklären.<sup>345</sup> 1949/50 betrug der Frauenanteil an den Studierenden noch 28,4%, 1952/53 war dieser schon auf 20,4% gefallen.<sup>346</sup> Auch ein Erlass des Staatssekretariats für das Hoch- und Fachschulwesen, welcher beinhaltete, dass ab sofort mindestens 30% Frauen in jedem Studiengang immatrikuliert sein sollten<sup>347</sup>, konnte im Verlauf nur an wenigen Fakultäten, darunter in der Medizin und an den Pädagogischen Hochschulen, erfüllt werden.<sup>348</sup> Frauen an der Universität stammten weiterhin zum großen Teil aus Akademiker-, Handwerker- und Angestelltenhaushalten. Töchter aus Arbeiter- oder Bauernfamilien hatten nur selten die Möglichkeit, ein Studium zu beginnen.<sup>349</sup> Auch in der Studienwahl schlug sich das Geschlecht nieder, Frauen bevorzugten Medizin und Sprachwissenschaften. Ab den 1950er Jahren war es für Frauen aus dem bürgerlichen Milieu ohne politische Anpasstheit nur noch schwer möglich an einer Universität ein Studium zu beginnen. Ihnen war eine Fachschulausbildung möglich oder sie konnten ein weniger beliebtes Studienfach wählen. So bekamen auch Arzttöchter, welchen, wie auch Söhnen von Ärzten, normalerweise ein Zugang zur Universität auf Grund ihrer bürgerlichen Herkunft verwehrt war, die Möglichkeit, ein Studium aufzunehmen.<sup>350</sup> Frau Dr. S. studierte vor ihrem Medizinstudium Malerei und Bühnenbild und hätte in diesem Fach noch vor Erreichen ihres Abschlusses eine gute Stelle bekommen können. Jedoch wurde diese Stelle an die Zugehörigkeit zur Partei geknüpft

---

<sup>342</sup> Budde 2003: S. 90.

<sup>343</sup> Vgl. Budde 2003: S. 90.

<sup>344</sup> Vgl. Hildebrandt, Karin, Stein, Ruth Heidi: Töchter der Arbeiterklasse – Hochschulstudium und -beruf von Frauen in der DDR, in: Schlüter, Anne (Hrsg.): Arbeitertöchter und ihr sozialer Aufstieg. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und sozialer Mobilität, Weinheim 1992, S. 145.

<sup>345</sup> Vgl. Budde, 2003: S. 95.

<sup>346</sup> Vgl. Angabe in: SAPMO-BA-DY31/1295, zitiert nach: Budde 2003: S. 94.

<sup>347</sup> Vgl. BA Berlin, DR2/2645, Richtlinie für die Zulassung zum Studium an den Universitäten und Hochschulen zum Studiengang 1953/54 vom 20.3.1953, Gerhard Haring, Staatssekretär. zitiert nach: Maul 2002: S. 279.

<sup>348</sup> Vgl. Maul 2002: S. 279.

<sup>349</sup> Vgl. Niethammer, Lutz, von Plato, Alexander, Wierling, Dorothee (Hrsg.): Die volkseigene Erfahrung: eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR, Berlin 1991, S. 105.

<sup>350</sup> Vgl. Budde 2003: S. 96-99.

und somit war es für Frau Dr. S., die sich nicht politisch engagieren wollte, nicht möglich, diese anzutreten. Ihr Vater, der ihr großes Vorbild war, lehnte eine Parteizugehörigkeit seiner Tochter entschieden ab. Er sagte damals zu ihr „du weißt ja, dass das gar nicht in Frage kommt, kein Abschluss und in die Partei [...]“.<sup>351</sup> Frau Dr. S. entschied sich dann für die Aufnahme eines Medizinstudiums „[...] da wurde damals noch nicht so nach Parteizugehörigkeit gefragt [...]“.<sup>352</sup> Obwohl sie eine Akademiker- und sogar Medizinertochter war, konnte sie dieses Studium aufnehmen.<sup>353</sup> Für die Politik galten Frauen weiterhin als weniger zur Stärkung des Systems und des Sozialismus geeignet. Sie wurden als unsicher und sprunghaft dargestellt, galten als leicht manipulierbar. Auch waren sie weniger politisch organisiert als Männer.<sup>354</sup>

Da die Studierenden, obwohl im Verlauf eine immer größere Zahl aus dem Arbeiter- und Bauernmilieu stammte, weiterhin nicht ausreichend politisch aktiv waren, wurde 1957 ein sogenanntes Praktisches Jahr eingeführt.<sup>355</sup> Von nun an war es nötig, dass man vor Aufnahme des Studiums zusätzlich zum Bewerbungsvorgang wie oben beschrieben, ein Jahr lang in einer Produktionsstätte arbeiten musste, um eine Zulassung zu erlangen.<sup>356</sup> In den Betrieben herrschten viele Vorurteile gegen Studierende, vor allem gegen Frauen, denen die harte Arbeit nicht zugetraut wurde.<sup>357</sup> Auf Grund des immer komplizierter werdenden Bewerbungsmodus für Universitäten und der Verlust eines ganzen Jahres durch das verpflichtende Praktische Jahr, stellte Otto Grotewohl, Ministerpräsident der DDR, schon 1955 fest, dass immer mehr Studierende bzw. Studierwillige in den Westen flüchteten, da sie dort einfachere Bedingungen vorfanden.<sup>358</sup> Meist waren dies jedoch auch Männer und so blieben viele Frauen in der DDR zurück. Vor allem Techniker und Mediziner flüchteten in den Westen. Ende der 1950er Jahre wurde dieser Trend fortgesetzt, jetzt gingen auch immer mehr Studentinnen in den Westen. Da allmählich ein Mangel an Studierenden in der DDR drohte, erkannte nun auch die Staatsregierung der DDR, dass vermehrt Frauen gefördert werden mussten.

---

<sup>351</sup> Interview mit Frau Dr. S.: S. 6.

<sup>352</sup> Interview mit Frau Dr. S.: S. 6.

<sup>353</sup> Zu den genauen Gründen vgl. weiter unten.

<sup>354</sup> Vgl. Budde 2003: S. 100.

<sup>355</sup> Vgl. Schuster, Ulrike: Wissen ist Macht. FDJ, Studenten und die Zeitung FORUM in der SBZ/DDR. Eine Dokumentation, Berlin 1997, S. 160.

<sup>356</sup> Vgl. Richtlinie zur Anordnung über das praktische Jahr der Studienbewerber an Universitäten und Hochschulen, in GBl, Teil I, Nr.58, S. 667 f., zitiert nach: Budde 2003: S. 103.

<sup>357</sup> Vgl. Reimann, Brigitte: Ankunft im Alltag, Berlin 1994, S. 38 und S. 57.

<sup>358</sup> Vgl. BA-DC3/32, zitiert nach: Budde 2003: S. 104.

Zum Ende der 1950er Jahre wurden die Aufnahmekriterien zur Universität entschärft, es wurden vermehrt Kinder von Funktionären zugelassen, welche früher einmal zur Arbeiterklasse gehörten, aber auch für Kinder von Angestellten oder Akademikern wurde es wieder leichter, einen Studienplatz zu bekommen.<sup>359</sup>

Gerade das Medizinstudium verlangte von den Studierenden einen großen Aufwand, Latein war eine Voraussetzung zum Studium. Diese Sprache beherrschten häufig Kinder von Akademikern und deshalb wurden vermehrt diese zum Studium zugelassen. Dieses war auch schon vor den entschärften Zulassungsbedingungen üblich, obwohl eigentlich nicht vorgesehen. Kinder aus der Arbeiter- und Bauernschicht sollten, wenn sie ein Studium aufnehmen konnten, schnell ihren Abschluss erlangen, um schnell wieder im Betrieb mitarbeiten zu können und sie so nur kurz von ihren Familien finanziell unterstützt werden mussten. Nur 8% aller Schülerinnen und Schüler aus den Arbeiter- und Bauernfakultäten entschieden sich für die Aufnahme eines Medizinstudiums.<sup>360</sup> Auch Frau Dr. K., welche in einer größeren Stadt in Ostdeutschland zur Schule ging und auch hier ihr Abitur machte, berichtete davon, dass sie 1950 keinen Studienplatz bekommen hat. „Und da durfte ich nicht studieren, weil mein Vater Akademiker war [...]“<sup>361</sup> Sie besuchte in der Folge eine Handelsschule, statt einer Universität. Nach etwa zwei Jahren bekam sie jedoch einen Studienplatz und konnte ihr Medizinstudium beginnen. „[...] denn dann brauchten sie wieder die Intelligenz.“<sup>362</sup> Die Aufnahme eines Medizinstudiums war also zu Beginn der 1950er Jahre für Akademikerkinder eigentlich nicht vorgesehen, wurde aber, wie oben schon beschrieben, aus Mangel an Studierenden aus der Arbeiter- und Bauernklasse schon im frühen Verlauf der 1950er Jahre doch wieder möglich.<sup>363</sup> Einige Mediziner führten als Druckmittel, damit ihre Kinder einen Studienplatz bekamen, die eigene Flucht oder die der Kinder in den Westen an, sollten diese keinen Medizinstudienplatz erhalten. Die Abwanderung der Ärztinnen und Ärzte stellte eine Gefahr für die Versorgung des Landes dar, 1961 verließen 7.500 Ärztinnen

---

<sup>359</sup> Vgl. Budde 2003: S. 104-107.

<sup>360</sup> Vgl. Kleßmann, Christoph: Relikte des Bildungsbürgertums in der DDR, in: Kaelble, Hartmut Kocka, Jürgen, Zwahr, Hartmut (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 259.

<sup>361</sup> Interview Frau Dr. K.: S. 2.

<sup>362</sup> Interview Frau Dr. K.: S. 2.

<sup>363</sup> Auch im Interview mit Frau Dr. S. wird deutlich, dass man durchaus als Frau und Akademikertochter auch schon in den frühen 1950er Jahren nicht wirklich Probleme hatte, ein Medizinstudium zu beginnen, auch wenn dieses von der SED Zentralregierung zu dieser Zeit nicht vorgesehen war. Vgl. Interview mit Frau Dr. S.: S. 6.

und Ärzte die DDR.<sup>364</sup> Die zwei befragten Ärztinnen, welche in der DDR lebten, können als Bestätigung dieses Trends angesehen werden, denn auch sie gingen in den Westen, wenn auch aus unterschiedlichen Beweggründen. Frau Dr. S. lebte gerne in der Nähe ihrer Familie und hatte ein enges Verhältnis zu ihren Eltern, allen voran zu ihrem Vater, der ihr großes Vorbild war. Sie sagte selbst „[...] ich wollte nicht von meinen Eltern weg.“<sup>365</sup> Auch die Unterstützung durch ihre Familie schätzte Frau Dr. S. sehr. Sie hatte schon während ihres Studiums geheiratet und als junge Assistenzärztin einen Sohn und konnte diesen immer zu ihren Eltern bringen. Ihr Ehemann, ebenfalls Mediziner, welcher aus dem Westen stammte, plante schon seit einiger Zeit, die Praxis seines Vaters in Westdeutschland zu übernehmen. Auch wenn sie eigentlich nicht bereit war die DDR zu verlassen, zwangen sie die Umstände dazu, doch in den Westen zu gehen. Ihr Sohn sollte, da sie und ihre Familie ein großes Ansehen genossen, auf ein parteigeführtes Internat eingeschult werden. Da sie, wie schon oben erwähnt, unpolitisch sein und bleiben wollte und Angst um die Entwicklung ihres Sohnes hatte, fasste sie mit ihrem Mann den Entschluss, in den Westen zu gehen. „[...] ich erwartete da auch das zweite Kind, wir müssen hier raus.“<sup>366</sup>

Frau Dr. K. ging ebenfalls nach ihrem Examen in den Westen. Ihr Vater, Diplomingenieur, flüchtete schon 1956 nach West-Berlin. Sie besuchte ihn dort einige Male, was nicht erlaubt war. Sie wurde denunziert und musste eine Woche ins Gefängnis. „[...] 1957 habe ich den Entschluss gefasst auch nach Westen zu gehen, mit meiner Mutter [...]“<sup>367</sup>. Sie suchte eine neue Wohnung, um unbemerkt flüchten zu können und fuhr mit ihrer Mutter mit der Straßenbahn in den Westen.<sup>368</sup> Ab den 1960er Jahren sollten schließlich Frauen offensiv an die Universitäten gebracht werden, sie wurden in manchen Studiengängen sogar bevorzugt immatrikuliert.<sup>369</sup> Dennoch gab es immer

---

<sup>364</sup> Vgl. Budde 2003: S. 233-234.

<sup>365</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 7.

<sup>366</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 7.

<sup>367</sup> Interview Frau Dr. K.: S. 3.

<sup>368</sup> Vgl. Interview Frau Dr. K.: S. 8. Frau Dr. K. berichtet sehr sachlich über die Geschehnisse zu dieser Zeit. Leider geht sie nicht näher auf die Umstände ihrer Verhaftung und die Zeit im Gefängnis ein. Dieses Erlebnis führte allerdings dazu, dass sie die DDR verlassen wollte. Die Flucht war damals laut ihren Erzählungen noch relativ einfach möglich, da die Mauer noch nicht gebaut war. Trotzdem fasste sie Vorkehrungen, mietete eine neue Wohnung, um Sachen packen zu können, damit niemand vor ihrer Flucht misstrauisch werden würde und sie verraten konnte. Auf die Nachfrage, ob auch ihre Mutter mit in den Westen gegangen ist, antwortet Frau Dr. K. „Das haben wir alle geschafft.“ (S. 8), was darauf hindeuten könnte, dass es eben doch nicht so einfach war, in den Westen zu gehen.

<sup>369</sup> Vgl. BA-DR3/1325 zitiert nach: Budde 2003: S. 108 und Budde 2003: S. 108.

noch eine sogenannte „Kontingentierung“ für Studienfächer, welche einen hohen Frauenanteil verzeichneten, wie etwa Medizin oder Lehramt. Hier sollte ein Gleichgewicht zwischen Männern und Frauen angestrebt werden, weshalb viele Frauen zum Studium abgelehnt wurden. Die Angst der Zentralregierung vor einem Mangel an Ärzten und Lehrern auf Grund der Berufsaufgabe der Frauen, um sich um ihre Familien zu kümmern, war weiterhin groß. Frauen sollten dennoch mehr zur Aufnahme technischer Studiengänge überzeugt werden.<sup>370</sup> Hierfür wurden Berufsberatungen an Schulen verpflichtend eingeführt. Bei diesen Gesprächen sollten Schülerinnen schon in jungen Jahren in ihrer Studien- und Berufswahl hin zu Technischen und Naturwissenschaftlichen Studiengängen beeinflusst werden.<sup>371</sup> Anfang der 1960er Jahre betrug der Frauenanteil an den Studierenden 31,7%, im Vergleich betrug er 1951 nur 23,4%. Allerdings waren auch rund 30% der Studienabbrecher Frauen, die meisten davon gaben an, aus familiären Gründen das Studium zu beenden.<sup>372</sup> Aber auch aus Gründen der doch nicht passenden Fächerwahl, brachen Studentinnen ihr Studium ab. Um Studentinnen mit Kindern zu unterstützen und sie im Studium zu halten, wurden an den Universitäten Kindergärten eingerichtet und den Studentinnen bevorzugt Plätze in den Studentenwohnheimen zugeteilt, auch wenn es Konsens des Demokratischen Frauenbunds Deutschlands war, dass die Studentinnen am besten erst nach dem Studium mit der Kinder- und Familienplanung beginnen sollten.<sup>373</sup>

Ab 1964 war es für Frauen möglich, ihr Studium für zwei Jahre zu unterbrechen oder ein Teilzeitstudium bzw. Fernstudium aufzunehmen. Auch wurde Mitte der 1960er Jahre das Praktische Jahr wieder abgeschafft und die Abiturnote galt wieder als Hauptkriterium für die Aufnahme an der Universität.<sup>374</sup> Weniger die familiäre Situation der Studentinnen – die meisten konnten Familie und Studium vereinbaren – als vielmehr die Betriebe, in welchen die Frauen neben ihrem Fern- oder Teilzeitstudium arbeiteten, erschwerten ihnen die Situation. Viele mussten trotz Teilzeit das gleiche Arbeitspensum schaffen oder bekamen schlechtere Stellen mit weniger Verdienst zugeteilt, was sich für ein Studium neben dem Beruf als sehr schwer gestaltete.<sup>375</sup>

---

<sup>370</sup> Vgl. Budde 2003: S. 116-117.

<sup>371</sup> Vgl. Budde 2003: S. 118-119.

<sup>372</sup> Vgl. Budde 2003: S. 109.

<sup>373</sup> Vgl. Maul 2002: S. 291-292.

<sup>374</sup> Vgl. Budde 2003: S. 111.

<sup>375</sup> Vgl. Budde 2003: S. 150-151.

Im Vergleich zu Westdeutschland lag der Frauenanteil an den Studierenden in der DDR 1955 noch bei 25,6%, rund 7% höher als in Westdeutschland (18,4%), 1962 hatte sich diese Zahl jedoch nahezu angeglichen, sie lag in beiden Staaten bei etwa 30%.<sup>376</sup> Es ist festzustellen, dass im Verlauf der 1960er Jahre vermehrt Frauenkarrieren gefördert wurden. Mit der Veröffentlichung des Frauenkommuniqué 1961 wurde das Bestreben der Staatsregierung zur Frauenförderung unterstrichen. In den Medien wurde die Rolle der Frau als Akademikerin, als Führungsposition, in der Position eines Handwerksmeisters vermehrt dargestellt<sup>377</sup> und die Frauen befanden sich „zum ersten Mal im Zentrum staatlichen Interesses.“<sup>378</sup>

Frau Dr. S. erhielt während ihres Studiums eine Auszeichnung für ihre Leistungen, sie studierte und war Ehefrau und Mutter. „[...] das wurde auch bewundert [...] von hoher Stelle aus, von der Partei [...]“.<sup>379</sup> In der Zeitschrift „Frau von heute“ wurden nun immer häufiger Artikel veröffentlicht, welche Frauen dazu anhalten sollten, technische Berufe und Studiengänge zu wählen.<sup>380</sup> Diese Strategie hatte Erfolg, Mitte der 1960er Jahre waren schon 7% der Studierenden der Ingenieurwissenschaften Frauen. Jedoch blieben Studiengänge wie Physik und Technik immer noch Männersache, Frauen wählten eher Chemie, Pharmazie und Architektur als Studienfach. Dennoch war die Zahl der Studienabbrecherinnen recht hoch, da viele von ihnen durch die Berufsberatung in ein Studienfach gedrängt wurden und die Bereitschaft mancher Firmen und Betriebe, Frauen einzustellen, war oft noch sehr gering ausgeprägt.<sup>381</sup> Auch mussten Frauen zum einen stetig unter Beweis stellen, dass sie genauso arbeiten konnten, wie Männer, sollten aber in den Vorstellungen der Zentralregierung hierbei ihre Weiblichkeit nicht verlieren.<sup>382</sup> Diesen Anforderungen wollten nur wenige Frauen gerecht werden.<sup>383</sup> Auch Frau Dr. S. berichtet, dass sie nur wenige Frauen in ihrem Semester waren. „[...] ich hatte vielleicht drei, vier Kommilitoninnen, sonst waren das nur Männer.“ Auch die Situation an der Universität schildert sie als nicht besonders positiv. So gab es einige Professoren

---

<sup>376</sup> Vgl. Metz-Göckel: Die „deutsche Bildungskatastrophe“ und Frauen als Bildungsreserve, in: Kleinau, Opitz 1996: S. 380.

<sup>377</sup> Vgl. Budde 2003: S. 58-60.

<sup>378</sup> Budde 2003: S. 60.

<sup>379</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 18.

<sup>380</sup> Vgl. Frau von heute: Technik – nur für Männer? Nr. 14, Berlin 1962: S. 3 ff., zitiert nach Budde 2003: S. 124.

<sup>381</sup> Vgl. Budde 2003: S. 126-127.

<sup>382</sup> Vgl. Heintz, Bettina, Nadai, Eva, Ummel, Hannes: Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes, Frankfurt/Main 1997, S. 228.

<sup>383</sup> Vgl. Budde 2003: S. 131.



oder auch Lehrbeauftragte, wie etwa Assistenzärzte, welche Frauen nicht wirklich ernst nahmen. „[...] naja, wollen wir mal sehen, was die Kleine packt.“<sup>384</sup> Das waren Kommentare, denen eine Frau von damals durchaus an der Universität begegnen konnte, von denen auch sie berichtete. Auch wurden sie von manchen männlichen Universitätsangehörigen bedrängt. „Da waren auch Professoren, die da keinen Hehl draus machten und da einem schon mal an die Wade fassten.“<sup>385</sup> Auch berichtet Frau Dr. S. davon, dass sich ihre Studienkolleginnen und sie, sich meist bei Diensten in ihr Dienstzimmer eingeschlossen haben, „[...] man musste sich einschließen, die guten Kollegen haben einen, ja, die haben die Studentinnen, ja, so, ja. Da hieß es aufpassen, einschließen.“<sup>386</sup> Natürlich kann von diesem einzelnen Bericht nicht auf die allgemeine Situation von Studentinnen an der Universität und der Klinik geschlossen werden, es weist jedoch auf eine vermutlich schwierige Situation hin. Eine Promotion war für viele Frauen ebenfalls nur schwer möglich. Zwar bekamen sie auch Assistenzstellen an der Universität, mussten allerdings hier oft Arbeiten erledigen, die zeitintensiv waren. Meist waren Männer von diesen Arbeiten befreit und konnten an ihrer Promotion arbeiten. Auch war bei den meisten Frauen das Schreiben der Doktorarbeit in der Freizeit nur schwer möglich, weil sie sich um Kinder und Familie kümmern mussten. Somit beendeten viele Frauen ihr Studium ohne Promotion. Theoretisch war es also für Frauen genau so möglich eine wissenschaftliche Karriere anzustreben und zu promovieren, praktisch hatten sie aber mit weitaus mehr Schwierigkeiten zu kämpfen als ihre männlichen Kollegen.<sup>387</sup>

Frau Dr. K. hat noch während ihres Studiums promoviert, für sie war es eine Selbstverständlichkeit, dass sie ihr Studium mit einer Promotion ergänzte.<sup>388</sup> Auch Frau Dr. S. konnte, trotz Familie und kleinem Kind, nach ihrem Studium promovieren. Ein Vorteil für sie war, dass sie eine dreiviertel Stelle bei ihrem Vater in der Klinik antreten und dort auch ihre Doktorarbeit schreiben konnte. Dieses hat sicherlich die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtert.<sup>389</sup> Trotz aller Bemühungen der DDR-Führung, eine Infrastruktur für Frauen zu schaffen, welche ihnen helfen sollte, Familie und Karriere bzw. Beruf zu vereinen – es wurden unter anderem Kindergartenplätze gestellt, Wä-

---

<sup>384</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 17.

<sup>385</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 17.

<sup>386</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 17.

<sup>387</sup> Vgl. Maul 2002: S. 318-319.

<sup>388</sup> Vgl. Interview Frau Dr. K.: S. 2.

<sup>389</sup> Vgl. Interview Frau Dr. S.: S. 20.

schereien eingeführt – war es für Frauen mit einer Doppelbelastung weiterhin schwer sich eine Karriere aufzubauen und in Führungspositionen zu arbeiten. Die scheinbare Gleichberechtigung war auch in der DDR nicht wirklich zu finden.<sup>390</sup> Frau Dr. S. heiratete mit 23 Jahren und war noch im Studium, als sie ihr erstes Kind bekam. Auch im Interview mit Frau Dr. S. wird an mehreren Stellen deutlich, dass es nicht einfach war, trotz staatlicher Einrichtungen, Familie und Studium bzw. später den Beruf zu vereinen. Das Kind von Frau Dr. S. besuchte zwar den Kindergarten, jedoch war die Zeit, welche sie für die Universität aufbringen musste und später für ihre Arbeit, meist länger als die Betreuungszeit im Kindergarten. Sie war auf die Unterstützung ihrer Familie angewiesen. Ihre Eltern, vorwiegend ihre Mutter, holten das Kind aus dem Kindergarten ab und versorgten es. „[...] war bestens versorgt [der Sohn, K.S.] [...] wenn er aus dem Kindergarten kam, war bestens versorgt, da war die Urgroßmutter, er hatte seine Großmutter [...] seinen Großvater und wurde da groß [...].“<sup>391</sup> Ihre Facharztausbildung absolvierte sie mit einer Teilzeitstelle, wie oben schon erwähnt. „[...] weil ich ein bisschen was von meinem Kind haben wollte [...].“<sup>392</sup> An einer Stelle wird deutlich, dass das Kind auch die meiste Zeit bei den Großeltern lebte „[...] ich hab ihn dann mittags gefüttert und wenn ich’s mir einrichten konnte auch mal eben halt über Nacht geholt.“<sup>393</sup>

### 2.3 Die Stellung der Frau im Arztberuf

Dass Frauen ein Gymnasium besuchen und auch Medizin studieren konnten, wurde im oben stehenden Teil näher beleuchtet. Wie sich die Situation für Frauen im Arztberuf zeigte, wird im folgenden Teil bearbeitet werden. Welche Probleme sie bei der Stellensuche, mit Chefärzten und Kollegen, bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und bei der Niederlassung hatten, sind die zentralen Punkte des folgenden Abschnittes. Als Grundlage, neben den politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wurden die lebensgeschichtlichen Interviews herangezogen, um einen Einblick in das Leben von Ärztinnen zu dieser Zeit zu erlangen.

---

<sup>390</sup> Vgl. Maul 2002: S. 380.

<sup>391</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 20.

<sup>392</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 21.

<sup>393</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 6.

### 2.3.1 Ärztinnen in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren in Westdeutschland

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gab es viele Ärztinnen und Ärzte, die schon während der Kriegsjahre gearbeitet hatten und nun wieder eine Stelle suchten. Zur Zeit des Nationalsozialismus wurde das Medizinstudium gefördert, was dazu führte, dass viele Berufsanfängerinnen und -anfänger eine neue Stelle suchten. Auch Lazarett-Ärzte und Ärzte, welche aus den Kriegseinsätzen zurückkehrten, suchten wieder eine neue Anstellung. Assistenzarztstellen waren wenige vorhanden und viele Ärztinnen und Ärzte konnten nur eine unbezahlte Stelle antreten und bekamen dann meist nur Verpflegung gestellt oder mussten sich bezahlte Stellen teilen.<sup>394</sup> Viele Ärztinnen wechselten für die Facharztausbildung in ein Fach, das sie eigentlich nicht anstrebten, nur um eine Ausbildungsstelle zu erhalten.<sup>395</sup> 1945 hatten Frauen einen Anteil von etwa 17% an den Ärzten in allen Besatzungszonen. 1950 waren in Westdeutschland 25% der Medizinstudierenden Frauen. Es ist also ein langsamer Anstieg des Frauenanteils an den Universitäten zu verzeichnen, was auch zu einem leichten Anstieg des Anteils der Ärztinnen an allen Humanmedizinern im Verlauf führte.<sup>396</sup> Frau Dr. H., die 1948 Examen machte, berichtete, dass es sehr schwer war, eine feste Assistenzarztstelle zu bekommen. „So viele Stellen gab es einfach nicht.“<sup>397</sup> An einer anderen Stelle des Interviews erzählt sie vom Arbeitsmarkt. „[...] dann hatte ich die Vollapprobation und dann waren die Schwierigkeiten natürlich, bezahlte Stellen in Krankenhäusern zu bekommen [...] so kriegten wir dann immer nur begrenzte Gelder, begrenzte Anstellungen, aber wir, man hangelte sich so durch [...]“<sup>398</sup>

Frau Dr. R., wurde 1945, am Ende des Krieges die Approbation ausgehändigt, obwohl sie durch den Krieg, welcher in einer großen bayerischen Stadt besonders wütete, nicht alle Prüfungen ablegen konnte. 1946 holte sie die fehlenden Prüfungen nach. Auch sie hatte Schwierigkeiten, eine Stelle zu finden. „[...] nachdem eigentlich in meiner Familie kaum ein Mediziner war, kein Vitamin B, gar nichts und da musste man halt schauen, wie man durchkommt [...]“<sup>399</sup> Frau Dr. R. lernte 1945 ihren Mann kennen. Da sie sich

---

<sup>394</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 203.

<sup>395</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 204.

<sup>396</sup> Vgl. Ernst, Anna S.: Die beste Prophylaxe ist der Sozialismus. Ärzte und medizinische Hochschullehre in der SBZ/DDR, 1945-1961, Münster 1997, S. 242.

<sup>397</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 10.

<sup>398</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 3.

<sup>399</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 6.

lieber um ihre Familie kümmern wollte, bemühte sie sich nicht, wie die anderen Befragten, aktiv um eine Stelle.

[...] das Dritte Reich war vorbei, da hätte ich gar nicht gewusst, wo ich mich hinvenden sollte, das war alles, das war alles zu, auch ich sag mal, ich bin gar nicht mehr zur Universität gegangen, dass ich mal in die Klinik gegangen wäre und mal gefragt hätte, das habe ich gar nicht gemacht [...] es hat sicher was gegeben, es ist sicher einiges weiter gegangen, aber das hab ich alles gar nicht miterlebt.<sup>400</sup>

Auf die Feststellung der Interviewerin hin, dass sie ja auch ihren Mann hätte, antwortete sie „Eben, das war mir dann viel wichtiger, war X [Wohnort der Befragten, K.S.] bloß noch angesagt.“<sup>401</sup> Ihr Mann, der Lehrer war, bekam eine Stelle und da ist sie mit ihm hingezogen und hat ihre Karriere für die Familie nicht weiter verfolgt.<sup>402</sup> „[...] dann hatte ich das Kind und war beschäftigt, das war mir dann genug.“<sup>403</sup>

Frau Dr. W. hatte 1955 keine Probleme eine Assistenzarztstelle zu bekommen. Sie hatte schon frühzeitig während des Studiums bei Medizinerbällen Kontakte zu den Professoren geknüpft.

[...] da hat der Prof. X. [Name anonymisiert, K.S.] mir eine Assistentenstelle angeboten auf seiner Klinik [...] es waren vier Stellen für jede Klinik 50 DM [...] da haben sie in der Klinik so eine Bude gekriegt, so ein Zimmer, das hatte ich mit der einen zusammen [...] die waren natürlich sehr begehrt diese vier Stellen, die anderen, die keine dieser vier Stellen bekommen haben, haben kostenlos unentgeltlich gearbeitet, waren froh, dass sie überhaupt arbeiten durften.<sup>404</sup>

Frau Dr. F., welche 1954 ihr Examen machte, gab keine Schwierigkeiten beim Suchen nach einer Stelle für die Medizinalassistentenzeit<sup>405</sup> an. Anschließend hat sie als Assistenzärztin auch mehrere bezahlte Stellen gefunden. Ihr Gehalt steigerte sich mit der Zeit von 360 Mark auf 680 Mark.<sup>406</sup> Einzig in der Chirurgie machte sie schlechte Erfahrungen als Frau.

Die männlichen Kollegen waren außerordentlich unkollegial, so was habe ich noch nicht erlebt. Die sind morgens um 6 Uhr aufgestanden, dann sind die in den

---

<sup>400</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 16.

<sup>401</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 16.

<sup>402</sup> Vgl. Interview Frau Dr. R.: S. 16.

<sup>403</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 9.

<sup>404</sup> Interview Frau Dr. W.: S. 11.

<sup>405</sup> Die Medizinalassistentenzeit betrug zwei Jahre und musste nach dem abgeschlossenen Studium abgeleistet werden, um die Approbation zu erlangen. Vgl. Bundesgesetzblatt: Bestallungsordnung für Ärzte, Vom 15. September 1953, Teil I., Jahrgang 1953, abgerufen auf: [http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger\\_BGBl&jumpTo=bgbl153s1334.pdf](http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger_BGBl&jumpTo=bgbl153s1334.pdf), Stand: 1953, zuletzt abgerufen am: 6.8.2018, S. 1334.

<sup>406</sup> Vgl. Interview Frau Dr. F.: S. 11-12.

OP und haben sich aufgeschrieben, damit sie ja die Operationen bekamen. Waren recht unangenehm muss ich sagen.<sup>407</sup>

An anderer Stelle führt sie die Situation in der Chirurgie weiter aus. „Und die Frauen kamen auch nicht dran ans Praktizieren [...] oder denen wurde das einfach nicht gesagt, dass irgendwann, irgendeine Vorlesung eine besondere war, das wurde einfach nicht weitergegeben.“<sup>408</sup>

Beides deutet darauf hin, dass man als Frau nicht gut in das Team integriert war und das hatte vor allem Auswirkungen in den Fächern mit großem Konkurrenzdruck.

Frau Dr. O., welche erst in den 1960er Jahren eine Assistenzarztstelle suchte, hatte weniger Probleme eine Stelle zu finden. Sie konnte gleich eine bezahlte Assistenzärztinnenstelle in der Pädiatrie bekommen.<sup>409</sup> Auch Frau Dr. G., die 1961 promovierte und danach eine Medizinalassistentenstelle suchte, bekam relativ schnell eine Stelle. Diese wurde vier Monate lang nicht bezahlt, die folgenden sechs Monate jedoch schon. Zu Beginn halfen ihr weiter die Eltern finanziell aus.

[...] dann stellte sich aber raus, dass das mit der Bezahlung, dass das [...] leider nicht so war, denn da waren wohl Kolleginnen und auch Kollegen, die da mehr Beziehungen hatten und die kriegten also die Stellen [...] war also vergeben, war kein Geld mehr da und die anderen sollten dann ja halt gucken [...].<sup>410</sup>

Es wird also von verschiedenen Erfahrungen auch noch in den 1960er Jahren berichtet. Frau Dr. G. konnte dann eine bezahlte Stelle von einer Freundin übernehmen, die nicht auf die Bezahlung angewiesen war. „[...] das war erschütternd, war überhaupt gar kein Interesse an uns.“<sup>411</sup> So skizziert Frau Dr. G. die Situation der Assistenzärztinnen und Ärzte zu jener Zeit. In der Gynäkologie bekam sie dann eine weniger gut dotierte Stelle. Als sie dann schwanger wurde hatte sie kein Anrecht auf Mutterschutz, da sie eine befristete Stelle hatte und so lief ihr Vertrag vor ihrem Eintritt in den Mutterschutz aus.<sup>412</sup> In den 1970er Jahren war die Lage auf dem Arbeitsmarkt für Mediziner wieder entspannter, Frauen bekamen dennoch nicht so leicht eine Stelle.

[...] dieser Oberarzt, der mich auch in der Schwangerschaft betreut hat, der war mein Fürsprecher. Der hat gesagt, also ich kenn die Frau A. [...] ich kenn die ja schon länger und die wird bestimmt jetzt kein Kind mehr kriegen nach vier Kin-

---

<sup>407</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 16.

<sup>408</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 17.

<sup>409</sup> Vgl. Interview Frau Dr. O.: S. 5.

<sup>410</sup> Interview Frau Dr. G.: S. 10.

<sup>411</sup> Interview Frau Dr. G.: S. 10.

<sup>412</sup> Vgl. Interview Frau Dr. G.: S. 12.

dern und das war zum Beispiel ein Argument, das war damals ein Argument von Kollegen, vor allem in operativen Fächern, die kriegt doch bestimmt noch ein Kind, dann sitzen wir wieder da.<sup>413</sup>

Und weiter führt Frau A. aus, „[...] ich hatte das Problem in einem operativen Fach und die Gynäkologie war ja ganz, ganz lange eine Domäne von Männern.“<sup>414</sup>

Gesundheitsämter und der polizeiärztliche Dienst waren für einige eine Möglichkeit, eine Arbeitsstelle zu bekommen.<sup>415</sup> Außerdem war es mit den geregelten Arbeitszeiten im Gesundheitsamt für viele Ärztinnen möglich, Beruf und Familie zu vereinen und sich neben ihrer Arbeit zumindest ein wenig besser um ihre Kinder kümmern zu können. Frau Dr. S. berichtete dazu „[...] ich hab dann beim Gesundheitsamt gearbeitet [...] ich wollte meine Kinder auch sehen, wie sie groß werden [...]“<sup>416</sup> Frau Dr. H. hat erst nach einer längeren Krankheit angefangen im Gesundheitsamt zu arbeiten, da sie sich den Stress, den sie in ihrer eigenen Praxis hatte, nicht mehr zutraute. Auch sie führt als großen Vorteil die geregelten Arbeitszeiten und den fehlenden Stress an, jedoch gefiel auch ihr die Arbeit nicht wirklich gut. „[...] ich habs gemacht, aber meine Praxis war mir natürlich sehr viel lieber.“<sup>417</sup> Frau Dr. O. sah in der Arbeit im Gesundheitsamt ebenfalls eine gute Möglichkeit, Familie und Beruf zu verbinden. Sie hatte eine Halbtagsstelle im Gesundheitsamt. Ihr Sohn war damals in einem privaten Kindergarten untergebracht. Unterstützung hatte sie von ihrer Haushälterin, die das Kind morgens zum Kindergarten brachte, dessen Öffnungszeiten kollidierten mit den Arbeitszeiten von Frau Dr. O.<sup>418</sup> Die Übernahme von Vertretungen in Praxen stellte für Ärztinnen eine weitere Möglichkeit dar, neben den unbezahlten Stellen in den Kliniken etwas für ihren Unterhalt zu verdienen. Manchmal ergab sich durch Vertretungen auch die Chance, sich niederzulassen und eine eigene Praxis zu übernehmen. Möglich wurde dies meist nur durch Hartnäckigkeit und Einfallsreichtum, da die meisten Ärztinnen zu dieser Zeit eigentlich nicht über das nötige Kapital verfügten, eine eigene Praxis zu eröffnen.<sup>419</sup> Um sich als Arzt bzw. Ärztin mit einer Praxis niederzulassen war es notwendig, vorher Vertretungen in Praxen der jeweiligen Fachrichtung zu machen, um die Zulassung für eine

---

<sup>413</sup> Interview Frau A.: S. 29-30.

<sup>414</sup> Interview Frau A.: S. 30.

<sup>415</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 204.

<sup>416</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 21.

<sup>417</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 6.

<sup>418</sup> Vgl. Interview Frau Dr. O.: S. 6-7.

<sup>419</sup> Vgl. Clephas-Möcker, Krallmann 1988: S. 206.

Praxis zu bekommen. „[...] ich wollte ja dann auch bald Praxisvertretungen machen, weil das der Weg ist, mit dem man am besten in die Praxis rein kommt [...].“<sup>420</sup> Außerdem konnten Ärztinnen und Ärzte Geld bei den Vertretungen verdienen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.<sup>421</sup> Sechs der Befragten machten Vertretungen. Frau Dr. K., welche als Oberärztin in der damaligen Männerdomäne Gynäkologie tätig war, berichtete von der weitaus schwierigeren Situation für Frauen in der Arbeitswelt in Westdeutschland, als sie es aus der DDR kannte. Sie hatte den direkten Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschland, denn sie studierte und arbeitete vor ihrer Flucht in der DDR. „[...] man musste sich durchboxen. Überall waren nur Männer dominant. Aber ich habs ja so geschafft.“<sup>422</sup> Auch das Arbeitsklima schilderte sie wie folgt, vor allem das Verhältnis zu den männlichen Kollegen. „[...] die waren distanziert, weil sie glaubten, Frauen leisten nichts.“<sup>423</sup> Allerdings stellt Frau Dr. K. im Lauf des Interviews noch fest, dass Fleiß zu Anerkennung führe, egal welchem Geschlecht man angehöre.<sup>424</sup>

Ihre eigene Praxis eröffneten die Frauen zu unterschiedlichen Zeitpunkten ihres Lebens. Frau Dr. S. zum Beispiel erst, als ihre Kinder schon groß waren und für sich selbst sorgen konnten. Auch wagte sie diesen Schritt nur, da ihr Mann den Unterhalt für die Familie verdiente. „[...] mein Mann war ja Zahnarzt, der konnte das abfangen [...], mir ging's ja nicht ums Geld verdienen, sondern um die Freude am Beruf.“<sup>425</sup> Andere, wie zum Beispiel Frau Dr. H., eröffneten ihre Praxis schon einige Jahre bevor sie Kinder hatten und wurden dann erst mit den Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Familie und Beruf konfrontiert. Auch sie konnte ihre Praxis nur durch die Hilfe ihrer Mutter und einer Haushaltshilfe führen. Kindergärten gab es zwar, allerdings zu wenige und meist hatten sie zu kurze Öffnungszeiten, um ohne weitere Hilfe die Kinder neben der Sprechstunde zu betreuen.<sup>426</sup> Frau Dr. F., die als Einzige nie eine Familie gründete und auch keine Kinder bekam, eröffnete ihre Praxis 1960. Sie entschied sich damals für eine Landarztpraxis, weil sie für diese nichts bezahlen musste. Es wurde ihr zuvor eine Praxis von einem Kollegen zur Übernahme angeboten, aber sie konnte nicht so viel Geld aufbringen, da kurz vorher auch ihr Vater verstorben war und sie nicht mehr unterstüt-

---

<sup>420</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 10.

<sup>421</sup> Vgl. Interview Frau Dr. H.: S. 16.

<sup>422</sup> Interview Frau Dr. K.: S. 4.

<sup>423</sup> Interview Frau Dr. K.: S. 5.

<sup>424</sup> Vgl. Interview Frau Dr. K.: S. 5.

<sup>425</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 23.

<sup>426</sup> Vgl. Interview Frau Dr. H.: S. 14.

zen konnte.<sup>427</sup> „[...] ich konnte Praxis machen und ich war glücklich, ich war glücklich und die Leute kamen vertrauensvoll, muss ich sagen und ich war zufrieden, dass ich auf dem Land war [...].“<sup>428</sup> Obwohl sie als Frau eine Landarztpraxis übernahm, hatte sie nie das Gefühl, von ihren Patienten und Patientinnen nicht akzeptiert zu sein. Man konnte davon ausgehen, dass es auf dem Land schwieriger gewesen war, als Frau akzeptiert zu werden, als in der Stadt, da hier noch Werte und Traditionen mehr geschätzt wurden. Da allerdings Ärztemangel herrschte, welcher vorwiegend auf dem Land Auswirkungen hatte, war es für die Frauen leichter akzeptiert zu werden, auch wenn dies zunächst nicht einfach war. „Die Männer haben mich sofort akzeptiert. Männer und Kinder haben mich sofort akzeptiert. Alte Frauen auch, immer. Ältere Frauen. Die einzigen, mit denen ich Probleme hatte, das waren Kinder in der Pubertät und junge Frauen.“<sup>429</sup>

Aber auch die Akzeptanz dieser Patientengruppe bekam sie im Lauf ihres Berufslebens. Der Großteil der Akademikerinnen mit einer eigenen Familie konnte ihren Beruf meist nur mit Unterstützung einer Haushaltshilfe ausüben, welche meist auch auf die Kinder aufpasste. Arbeitserleichterungen durch Elektrogeräte kamen erst Ende der 1950er Jahre in deutsche Haushalte, wobei Waschmaschinen eher selten dazu gehörten. Das heißt, die aufwendige Wascharbeit musste durch die Frau selbst oder eben durch eine Haushaltshilfe erledigt werden.<sup>430</sup> Nahezu alle der befragten Frauen konnten nur ihren Beruf ausüben, da sie Unterstützung im Haushalt und bei der Kinderbetreuung durch die eigenen Eltern und/oder eine Haushaltshilfe hatten. Ihre Ehemänner halfen nur in seltenen Fällen mit. „[...] er hat im Haus alles repariert, das nötig war [...] aber sonst, ne, sonst Unterstützung habe ich von ihm nicht bekommen.“<sup>431</sup> „[...] mein Mann war aber nicht gewohnt Mittagessen zu machen oder irgend so was Warmes oder so, er war von seiner Mutter verwöhnt, seine Mutter war nicht berufstätig [...]“<sup>432</sup> Frau Dr. O. betont im Interview jedoch „mein Mann hat immer zu mir gestanden.“<sup>433</sup> Er half ihr nicht im Haushalt und bei der Kinderbetreuung, unterstützte sie aber bei der Ausübung ihres Berufes. Damit sie nicht den Anschluss an ihren Beruf durch das Unterbrechen ihrer Arbeit für die Kinderbetreuung verlor, bestärkte er sie, wieder arbeiten zu gehen und Vertretungen

---

<sup>427</sup> Vgl. Interview Frau Dr. F.: S. 12.

<sup>428</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 13.

<sup>429</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 17.

<sup>430</sup> Vgl. Maul 2001: S. 176.

<sup>431</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 22.

<sup>432</sup> Interview Frau Dr. O.: S. 9.

<sup>433</sup> Interview Frau Dr. O.: S. 18.



zu machen. Sie suchte sich dann eine Stelle in der Hautklinik, da sie da am wenigsten Dienste machen müsse und so am besten für ihren Sohn sorgen könne, da sie nicht so oft nachts arbeiten müsse.<sup>434</sup> Der Mann von Frau Dr. W. half ihr bei der Kinderbetreuung und kümmerte sich um den Sohn, solange sie im Krankenhaus noch Dienst hatte. Allerdings hatten sie auch eine Haushälterin und die Hilfe ihrer Mutter, die sich auch um die Betreuung kümmerte, wenn die Kinder nicht im Kindergarten waren.<sup>435</sup>

Manchmal gab es Spannungen zwischen den Schwiegermüttern und den Frauen, zum Beispiel, weil die Schwiegermütter nicht verstehen konnten, warum die Frau arbeiten geht und sich nicht um die Familie und Kinder kümmert.<sup>436</sup> „[...] meine Schwiegermutter fand das schon blöd, dass ich da wieder anfangen zu arbeiten, mit einem Kind mit einem halben Jahr, das hab ich doch nicht nötig, so ungefähr [...]“<sup>437</sup> Frau Dr. G. bekam ein halbes Jahr nach der Geburt ihres Sohnes eine Stelle in einer Kinderklinik angeboten und nahm diese auch an. Unterstützung bekam sie von ihren Eltern, welche sich um das Kind kümmerten, wenn sie Dienst hatte. Teilzeitarbeit wurde somit im Verlauf der fünfziger Jahre als Möglichkeit für Frauen gesehen weiterhin in ihrem Beruf arbeiten zu können und diesen nicht für die Familie, mit einer langen Pause, oder gar gänzlich, aufgeben zu müssen. Für den Staat war die Ausbildung der Akademikerinnen zu teuer, als dass man sie ganz an die Familie und die Hausarbeit hätte verlieren wollen, somit stellte die Teilzeitarbeit eine Möglichkeit dar, die Akademikerinnen trotz Familie noch für den Arbeitsmarkt einsetzen zu können.<sup>438</sup> „[...] also es war immer nicht einfach muss ich dazu sagen, also jemanden Zuverlässigen für den Haushalt zu finden und damals gab es keine halben Stellen und mussten sie voll arbeiten und Frauenklinik war immer verbunden mit vielen Diensten [...]“<sup>439</sup> In der Praxis waren Teilzeitstellen meist nur in den Gesundheitsämtern zu finden, die meisten Kliniken boten diese Möglichkeit für Frauen nicht an.

Im Normalfall unterbrachen Akademikerinnen ihre Karriere zugunsten der Familie für mehrere Jahre, evtl. Jahrzehnte. Meist hatten sie anschließend nur noch wenige Chancen, auf dem Arbeitsmarkt wieder Fuß zu fassen. Frau Dr. O. arbeitete nach der Geburt

---

<sup>434</sup> Vgl. Interview Frau Dr. O.: S. 16-17.

<sup>435</sup> Vgl. Interview Frau Dr. W.: S. 14-15, S. 19.

<sup>436</sup> Vgl. Interview Frau Dr. S.: S. 22.

<sup>437</sup> Interview Frau Dr. G.: S. 32.

<sup>438</sup> Vgl. Maul 2001: S. 177.

<sup>439</sup> Interview Frau A.: S. 15.

ihres Sohnes ein Jahr nicht. Danach, Mitte der 1960er Jahre bekam sie leicht wieder eine Arbeitsstelle. Sie arbeitete dann, wie oben schon erwähnt, halbtags im Gesundheitsamt bis ihr Sohn etwas größer war. Dann fing sie mit Vertretungen an, um im Verlauf eine Praxis eröffnen zu können.<sup>440</sup> Frau Dr. W. hatte bei der Geburt ihres ersten Kindes mit der Klinik vereinbart, dass sie die Zeit des Mutterschutzes in Anspruch nimmt, wenn ihr Kind geboren wurde. Die Klinik brauchte sie allerdings nach vier Wochen schon und dann ist sie wieder in den Beruf eingestiegen. Auf das Kind passte während ihrer Arbeitszeit ein Kindermädchen auf.<sup>441</sup> Als der Vater von Frau Dr. G. verstarb konnte sich ihre Mutter nicht mehr um das Kind kümmern. Da Frau Dr. G. dann ein weiteres Kind erwartete, hörte sie für einige Jahre auf zu arbeiten, um sich ganz um ihre Kinder kümmern zu können. Ihr Mann, welcher ebenfalls Arzt war, begann in dieser Zeit sich seine Karriere aufzubauen, für diese zog die Familie mehrmals um.<sup>442</sup>

[...] meine Kinder waren ja jetzt schon größer, die Jüngste war schon fast 10 jetzt, so und dann habe ich gedacht, jetzt oder nie, wenn ich das jetzt nicht mache, dann wird das nichts mehr und ich hatte auch das Gefühl gehabt, das muss jetzt sein, sonst gehe ich da, halte ich nicht aus [...] also mir war es ehrlich auch egal, ob mein Mann das jetzt mitträgt oder nicht, habe ich gedacht, entweder oder [...].<sup>443</sup>

Auch wenn sie ihr Vorhaben, wieder zu arbeiten, erst in den 1970er Jahren umsetzte, ist es trotzdem noch als beispielhaft für die Jahrzehnte davor zu sehen. Es war immer noch nicht einfach als Frau nach der Unterbrechung der Karriere für die Kindererziehung, wieder in den Beruf einzusteigen und von der Gesellschaft bzw. dem Ehemann akzeptiert zu werden. Frau Dr. G. übernahm eine Teilzeitstelle in der vertrauensärztlichen Dienststelle.<sup>444</sup> Ein weiterer Modellvorschlag, um Akademikerinnen in die Berufswelt trotz Ehe und Familie zu integrieren, waren die sogenannten „Mithilfehen“<sup>445</sup>. Sie boten sich vor allem für Praxen oder Kanzleien an, in welchen Frauen dann mithelfen konnten, sich aber trotzdem eng um ihre Familie kümmerten, da sie durch die Selbstständigkeit ihre Zeit freier einteilen und zudem noch Angestellte im jeweiligen Betrieb ersetzen konnten. Aber nicht nur die Mithilfe bei der Tätigkeit der Ehemänner wurde diskutiert, sondern auch eine partnerschaftliche Unterstützung durch die Ehefrau, zum

---

<sup>440</sup> Vgl. Interview Frau Dr. O.: S. 6-7.

<sup>441</sup> Vgl. Interview Frau Dr. W.: S. 17-18.

<sup>442</sup> Vgl. Interview Frau Dr. G.: S. 13-14.

<sup>443</sup> Interview Frau Dr. G.: S. 16.

<sup>444</sup> Vgl. Interview Frau Dr. G.: S. 16.

<sup>445</sup> Maul 2001: S. 181.

Beispiel bei Forschungsarbeiten, wie etwa bei den Eheleuten Staudinger zu beobachten war.<sup>446</sup> Auch hier galt die Frau, obwohl ihr die gleiche Qualifikation zugesprochen wurde, eher als Gehilfin für ihren Ehemann, denn als gleichwertige Partnerin. In Westdeutschland arbeiteten im Verlauf der 1950er Jahre rund 22% der Ärztinnen nicht und viele waren bei ihren Männern in den Praxen angestellt und übernahmen z.B. den Empfang oder Tätigkeiten von Arzthelferinnen.<sup>447</sup> Keine der befragten Ärztinnen befand sich in einer sogenannten Mithilfehe. Nur eine Befragte, Frau Dr. R., arbeitete nie wirklich und machte auch keine Facharztausbildung. Die anderen neun Befragten eröffneten alle im Verlauf ihres Arbeitslebens eine eigene Praxis und unterbrachen, wenn überhaupt, ihre Arbeit mal länger und mal kürzer für die Familie. Frau A. unterbrach ihre Karriere ebenfalls für die Kindererziehung. Ihr erstes Kind bekam sie schon während des Studiums mit einer anschließenden Pause von eineinhalb Jahren. Bei den zwei weiteren Schwangerschaften setzte sie ihr Studium nicht mehr aus, versuchte die Kinder während der Vorlesungen bei Nachbarn unter zu bringen und hatte dann eine Kinderfrau. Ihr Mann arbeitete schon als Arzt zu dieser Zeit. Vor dem Staatsexamen brachte sie ihre beiden Kinder zu ihrer Schwester nach Holland für ein knappes halbes Jahr, damit sie genügend Zeit hatte, sich vorzubereiten. Sie war damals erneut schwanger.<sup>448</sup> Ihr Mann war zu der Zeit schon als Arzt tätig und deshalb zogen sie häufig um, da er immer bessere Stellen in Aussicht gestellt bekam. Nach 7 Jahren Pause fing Frau A. schließlich 1971 mit der Medizinalassistentenzeit an und fand im Anschluss leicht eine Stelle, da in den 1970er Jahren wieder mehr Stellen vorhanden waren.

Und dann war ich lange Zeit in der Frauenklinik. Im Zuge dessen [haben] mein ehemaliger Mann und ich uns getrennt [...], es ging einfach nicht mehr, er dachte nämlich ich würde nur in Anführungszeichen die Medizinalassistentenzeit machen, um die Approbation zu kriegen und dann wieder nach Hause kommen, das ging nicht [...], es hat einfach nicht mehr gepasst. Diese Geschichten halt, mit Kontrolle und [...], es war ihm alles suspekt, Frauenklinik.<sup>449</sup>

Der Ehemann von Frau Dr. A. akzeptierte folglich nicht, dass sie nach abgeschlossenem Medizinstudium einer Erwerbsarbeit nachgehen wollte. Mitte der 1970er Jahre war es

---

<sup>446</sup> Die Eheleute Magda und Hermann Staudinger waren beide Chemiker und Hermann Staudinger Ordinarius für Chemie und Nobelpreisträger im selbigen Fach. Seine Frau half ihm über Jahre hinweg bei seinen Forschungsarbeiten und war maßgeblich an den Forschungsergebnissen, welche zum Nobelpreis führten, beteiligt. Vgl. Maul 2001: S. 182.

<sup>447</sup> Vgl. BA-DQ1/2707 zitiert nach: Budde 2003: S. 246 und vgl. Budde 2003: S. 246.

<sup>448</sup> Vgl. Interview Frau A.: S. 11-12.

<sup>449</sup> Interview Frau A.: S. 14.

scheinbar immer noch nicht selbstverständlich, dass eine Frau trotz Ehe und Familie erwerbstätig war.

### 2.3.2 Ärztinnen in der Nachkriegszeit und den 1950er Jahren in Ostdeutschland

Wie oben schon erwähnt, lag der Anteil an Ärztinnen an der gesamten Ärzteschaft in Deutschland 1945 bei 17%. In der DDR setzte ein Aufwärtstrend ein und 1950 waren schon 40,6% der Medizinstudierenden an allen DDR-Hochschulen Frauen.<sup>450</sup> Der Bedarf an Ärzten und Ärztinnen war sehr hoch. Deshalb wurden Ärztinnen und Ärzte – letztere waren häufig Regimetreue während der Zeit des Nationalsozialismus gewesen – einem entschärften, weniger strengen Entnazifizierungsprozess unterzogen. Wie oben schon erwähnt wurde der Vater von Frau Dr. S. auch einem solchen unterzogen. Dieser lief schnell und unkompliziert ab, damit er wieder zeitnah als Arzt einsetzbar war.<sup>451</sup> Es konnte nicht riskiert werden, dass durch langwierige Verfahren ein Teil der Ärzteschaft verloren ging. Ärztinnen waren während der Zeit des Nationalsozialismus meist weniger politisiert als Ärzte.<sup>452</sup> Nur 0,4% der Ärztinnen und Ärzte verloren auf Grund ihrer Vergangenheit ihre Approbation.<sup>453</sup> Vom Amt enthobene Amtsärztinnen und Amtsärzte bekamen die Möglichkeit, sich in Praxen niederzulassen und so weiterhin ihren Beruf auszuüben. Von 1949 an gab es keine neuen Genehmigungen für Niederlassungen mehr, Ärztinnen und Ärzte sollten vermehrt in Polikliniken und staatlichen Ambulanzen arbeiten.<sup>454</sup> Im Verlauf konnte ein steigender Anteil an Ärztinnen unter der Gesamtzahl der Mediziner verzeichnet werden. 1964 waren 34,8% der Ärzteschaft Frauen. Durch den immer weiter ansteigenden Anteil an Frauen im Medizinstudium zeichnete sich auch ein Anstieg des Frauenanteils an den approbierten Mediziner ab.<sup>455</sup> 1965 lag der Anteil der Absolventinnen des Medizinstudiums bei 56,2%.<sup>456</sup> Durch diesen Umstand wurden auch kritische Stimmen laut, welche befürchteten, dass Männer benachteiligt würden und dass die Ausfallzeiten der Frauen durch Kinder und Familie zu einer Unterversorgung führen könnte. Auch merkten einige Stimmen an, dass eine Frau nicht für

---

<sup>450</sup> Vgl. Ernst, Anna S.: 1997: S. 242.

<sup>451</sup> Siehe Kapitel 3.2.2.: S. 46.

<sup>452</sup> Vgl. Ernst 1997: S. 143 ff.

<sup>453</sup> Vgl. Ernst 1997: S. 201.

<sup>454</sup> Vgl. Budde 2003: S. 231-232.

<sup>455</sup> Vgl. Budde 2003: S. 237.

<sup>456</sup> Vgl. Schagen, Udo: Frauen im ärztlichen Studium und Beruf: Quantitative Entwicklung und politische Vorgaben in der DDR und BRD, in: Meinel, Christoph, Rennberg, Monika (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik, Bassum 1996, S. 328.

den Arztberuf und seine stressigen und schweren Anforderungen geschaffen sei.<sup>457</sup> Anfang der 1970er Jahre wurde schließlich eine Zulassungsgrenze im Medizinstudium für Frauen eingeführt.<sup>458</sup> Frauen in der Medizin hatten einige Möglichkeiten, in der DDR Berufszweige zu wählen, welche klar festgesetzte Arbeitszeiten hatten und so eine Vereinbarung von Familie und Beruf eher möglich war, als im Klinikalltag.<sup>459</sup> Schon Ende der 1940er Jahre wurde von Seiten der Regierung durch Kampagnen versucht, Ärztinnen für den Beruf der Betriebsärztin zu gewinnen. Durch die in den 1950er Jahren eingeführten Reihenuntersuchungen wurden Betriebsärztinnen und Ärzte vermehrt gebraucht.<sup>460</sup> Auch für die neu geschaffenen Beratungsstellen für Mütter wurden Ärztinnen vermehrt eingesetzt.<sup>461</sup> Ebenso in der Pädiatrie, die als schlechter bezahlt galt, waren viele Ärztinnen tätig, 1964 knapp 50%, in der Chirurgie hingegen nur etwa 10%.<sup>462</sup> Also konnte auch in der DDR die geschlechtsspezifische Aufteilung der Fachrichtungen festgestellt werden, auch wenn Kampagnen in der Zeitschrift „Frau von Heute“ das Gegenteil darstellen sollten. Hier gab es Portraits von Chefärztinnen und Landärztinnen, bei welchen jedoch stets die weiblichen Einflüsse ihrer Arbeit unterstrichen wurden.<sup>463</sup> In Führungspositionen waren Frauen jedoch auch in der DDR selten vertreten. Anfang der 1950er Jahre sah es einen Moment lang so aus, als ob Frauen, ebenso wie Männer, Führungspositionen übernehmen würden.<sup>464</sup> Doch bald wurden die eingenommenen Führungspositionen wieder von Männern besetzt. Die wenigen Frauen in Führungspositionen wurden als Vorzeigefrauen benutzt und wurden zum Beispiel in Reportagen, wie oben erwähnt, portraitiert. In der Klinik hatten es Ärztinnen schwer, beruflich aufzusteigen. Oft mussten sie Routinearbeiten übernehmen, damit ihre männlichen Kollegen Zeit für die Weiterqualifizierung hatten. Ärztinnen hatten weniger Chance auf Weiterbildung, Kongress- und Fortbildungsbesuche.<sup>465</sup> 1965 lag der Frauenanteil der Assistenzärzte bei etwa 30%, unter den Oberärzten waren es lediglich 10% und es gab nur 6

---

<sup>457</sup> Vgl. Budde 2003: S. 237.

<sup>458</sup> Vgl. Schagen 1996: S. 330.

<sup>459</sup> Vgl. Hockerts, Hans Günter: Grundlinien und soziale Folgen der Sozialpolitik in der DDR, in: Kaelble, Kocka, Zwahr 1994, S. 526.

<sup>460</sup> Vgl. Budde 2003: S. 238-239.

<sup>461</sup> Vgl. Ernst 1997: S. 25.

<sup>462</sup> Vgl. Budde 2003: S. 240.

<sup>463</sup> Hier wurden die von der Chefärztin eingeführten bunten Vorhänge angeführt und die von der Landärztin ausgetauschten Pumps gegen Gummistiefel. Vgl. Frau von heute: „Zweimal Frau Doktor“, Nr. 49, Berlin 1961, S. 6f zitiert nach Budde 2003: S. 240.

<sup>464</sup> Vgl. Ernst 1997: S. 250.

<sup>465</sup> Vgl. Budde 2003: S. 241-243.

Hochschulprofessorinnen in der DDR.<sup>466</sup> Als Problem für die Ungleichverteilung der Führungspositionen wurde von Seiten der Frauenkonferenz von 1965 der Unwillen der männlichen Klinikdirektoren angeführt, Frauen einzustellen, da diese, durch Unterbrechungen der Arbeit für Familie und Kinder, den Klinikablauf stören könnten.<sup>467</sup> Ende der 1960er Jahre waren weiterhin nur wenige Frauen in den ärztlichen Führungspositionen zu finden. 5% waren in der Position des ärztlichen Direktors zu finden, 4 Frauen waren als Ordinaria an einer Medizinischen Fakultät tätig.<sup>468</sup> Gut vereinbar schienen in der DDR Arbeit und Familie für Ärztinnen gewesen zu sein. Im Lauf der 1950er Jahre waren nämlich 96,1% der Ärztinnen in Vollzeit beschäftigt.<sup>469</sup> Dennoch muss bei diesen vermeintlich positiven Zahlen beachtet werden, dass etwa 10% der Frauen das Medizinstudium vor Erreichen des Abschlusses auf Grund der Familie oder der Familienplanung abbrachen<sup>470</sup> und viele Ärztinnen große Pausen im Beruf einlegen mussten, um sich um die Familie und Kinder kümmern zu können. Auch stellten Ärztinnen meist ihre Karriere hinter die ihrer Ehemänner. Im Lauf der 1960er Jahre nahm die Zahl der Teilzeitbeschäftigten und nicht arbeitenden Ärztinnen zu. 72% der nicht beschäftigten Ärztinnen und Ärzte waren Frauen, die meisten konnten auf Grund ihrer Familie und der Kinder keiner Arbeit nachgehen.<sup>471</sup>

Frau Dr. S. bekam eine dreiviertel Stelle in der Klinik ihres Vaters, um dort ihre Facharztausbildung zu absolvieren, damit sie sich neben dem Beruf um ihre Familie kümmern konnte. Sie wollte die Entwicklung ihres Kindes trotz ihrer Berufstätigkeit zumindest teilweise miterleben und gestalten, auch wenn das Kind die meiste Zeit bei seinen Großeltern aufwuchs.<sup>472</sup> Auch war es für viele Ärztinnen schwierig, eine Stelle an dem Ort zu finden, an dem ihre Ehemänner beruflich gebunden waren, vor allem in Berlin war dies schwierig. Einige Arzt- und Akademiker-Ehepaare konnten einen Vorteil erlangen, in dem sie darauf hinwiesen, dass der Ehemann beruflich am Ort gebunden sei und die Frau eine Stelle benötigte. Häufig konnten so Frauen doch eine Stelle, auch in umkämpften Orten wie Berlin bekommen, da der Staat nicht wollte, dass nach der langen und teuren Ausbildung Ärztinnen nicht arbeiteten. Jedoch kam es so gut wie nie

---

<sup>466</sup> Vgl. Budde 2003: S. 243.

<sup>467</sup> Vgl. Budde 2003: S. 243.

<sup>468</sup> Vgl. Ernst 1997: S. 245.

<sup>469</sup> Vgl. Ernst 1997: S. 243.

<sup>470</sup> Vgl. Budde 2003: S. 246.

<sup>471</sup> Vgl. Budde 2003: S. 246.

<sup>472</sup> Vgl. Interview Frau Dr. S.: S. 6, S. 21.

vor, dass Ärzte den Ort für die Ausbildung oder für Stellen ihrer Frauen wechselten. Frauen stellten ihre Karriere, wie schon oben erwähnt, hinter die ihrer Männer.<sup>473</sup>

Laut Erzählungen der beiden Frauen war es allerdings nicht sonderlich schwierig, eine Stelle außerhalb Berlins zu bekommen, da Ärztemangel herrschte. „Die hatten so einen Mangel [...] jede Klinik hatte einen umworben, dass man kommt, wir hatten wirklich Mangel.“<sup>474</sup>

#### 2.4 Vergleich zweier Lebensgeschichten

Obwohl die befragten Frauen durchwegs ähnliche Lebensgeschichten erzählten hatten nahezu alle einen Förderer, der es ihnen ermöglichte, ein Gymnasium besuchen zu können. Wenige berichteten von Problemen während des Studiums und der ärztlichen Weiterbildung. Obwohl sich fast alle mit einer Praxis niederlassen konnten, gab es dennoch Unterschiede in den Erzählungen. Es gehört natürlich dazu, dass bei lebensgeschichtlichen Interviews keine gleichen Geschichten erzählt werden, jedes Leben ist schließlich individuell, dennoch überraschten die ähnlichen Erlebnisse und Empfindungen. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf war für alle Frauen ähnlich schwer und wohl die Hauptaufgabe, die sie im Alltag bewältigen mussten. Manche Frauen hatten noch ihre Eltern zur Unterstützung, fast alle hatten Haushälterinnen, welche ihnen zur Hand gingen und bei der Vereinbarung von Familie und Beruf halfen. Ganz wenige Frauen unterbrachen ihre Arbeit komplett für die Familie, die meisten machten ein oder zwei Jahre Pause und kehrten dann mit einer Teilzeitstelle wieder ins Berufsleben zurück. Bei fast allen Befragten – die meisten waren verheiratet – halfen die Männer nur wenig bis überhaupt nicht im Haushalt, obwohl beide erwerbstätig waren und jeder wenig Zeit hatte. Zwei Interviews fielen bei der Analyse durch Abweichung von den anderen besonders auf. Diese Interviews wurden zum direkten Vergleich ausgewählt. Es können viele Gemeinsamkeiten festgestellt werden, aber eben auch erhebliche Unterschiede in den Lebensentwürfen. Frau Dr. F. gründete, anders als alle anderen Befragten, nie eine Familie und hatte keine Kinder. So konnte sie andere Schwerpunkte in ihrem Leben setzen und sich ganz auf ihre Karriere konzentrieren. Trotz dieser Freiheit entwickelte sich ihr Berufsleben ähnlich der anderen Befragten, jedoch musste sie nie Beruf und Familie vereinbaren und konnte Vollzeit arbeiten, ohne ihren Berufsalltag auf Grund

---

<sup>473</sup> Vgl. Budde 2003: S. 250-253.

<sup>474</sup> Interview Frau Dr. S.: S. 23.

von Kindern unterbrechen zu müssen oder Teilzeit zu arbeiten. Frau Dr. F. liebte ihren Beruf. Frau Dr. R. ist das genaue Gegenteil von Frau Dr. F. Sie heiratete noch während des Studiums. Obwohl sie das Studium abgeschlossen hatte, arbeitete sie nie wirklich in ihrem Beruf. Sie konzentrierte sich lieber, wie sie selbst im Verlauf des Interviews auch angibt, auf ihre Ehe und die Familie und kümmerte sich als Hausfrau um die Kinder. Frau Dr. R. stellt retrospektiv betrachtet fest, dass sie sich wahrscheinlich nicht noch einmal für das Medizinstudium entscheiden würde. Auch wenn sie, nachdem ihre Kinder groß genug waren, nochmal beim Blutspendedienst arbeitete, hat sie nie den Arztberuf in seiner Gänze ausgeführt. Sie entschied sich bewusst für den Haushalt und ihre Familie, was zu der Zeit der 1950er Jahre der Normalvorstellung der Gesellschaft entsprach. Die Mehrzahl der Frauen zu jener Zeit hatten ähnliche Lebensentwürfe.

#### 2.4.1 Frau Dr. F.

Frau Dr. F., 1919 geboren, kommt aus einem Akademikerelternhaus, ihr Vater war Architekt und Dozent an einer Lehranstalt. Sie besuchte ab 1933 das Gymnasium.

[...] mein Vater war Freimaurer und er war evangelisch und hatte keine Tendenzen zum Nationalsozialismus und [...] kaum war 33, hatte er Probleme gehabt im Beruf und zwar hatte er einen Assistenten [...] der hat ihn denunziert [...] der Vater hat ja auch keinen Hehl draus gemacht, dass er anderer Meinung war und dementsprechend ging es uns verdammt schlecht, muss ich sagen [...] mein Vater wurde dann pensioniert aus politischen Gründen und wir wurden ganz miserabel [...] behandelt dann im Ort, wir mussten dann weg und ich musste, kam zu Verwandten [...] ich war dann in X [Wohnort der Befragten, K.S.] in der Schule. Aber die Schule, die war schön und gut und die Schule hat mir gut gefallen [...] da hat eine Tante von mir, die hat einfach über mich bestimmt, die hat gesagt, das Kind kann nicht kochen, die muss auf eine Frauenschule und dann wurde ich also auf die Frauenoberschule damals gesteckt.<sup>475</sup>

Frau Dr. F. machte dann ihren Abschluss an der Frauenoberschule und besuchte anschließend die Handelsschule, diese verließ Sie nach kurzer Zeit. Danach leistete sie ein halbes Jahr den vorgeschriebenen Arbeitsdienst ab.

[...] das war dann 1937 im Herbst, bin ich dann zum Arbeitsdienst, denn das musste man sowieso. Und da ich einen Drang nach weg hatte, habe ich gedacht, möglichst weit weg, wer weiß, ob ich nochmal so weit raus komme und da bin ich nach Hinterpommern in den Arbeitsdienst [...].<sup>476</sup>

---

<sup>475</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 3.

<sup>476</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 4.



Als sie wieder Zuhause war, wollte sie Landwirtin werden auf einem Gutshof. Sie half ihrer Schwester als diese Kinder bekam, knüpfte dort den ersten Kontakt mit einem verwandten Hausarzt und arbeitete dort im Haushalt. Wieder zurück Zuhause wollte sie erst Krankenschwester werden, wurde jedoch auf Anraten ihres Vaters Medizinisch-technische Assistentin und arbeitete in diesem Beruf zwei Jahre. „[...] die Arbeit war mir entsetzlich langweilig [...] nach einem Jahr habe ich gesagt, ich machs nicht mehr.“<sup>477</sup> Mit 25 Jahren bestand damals die Möglichkeit, eine Begabtenprüfung abzulegen, um Medizin studieren zu können. Sie wartete bis zu ihrem Geburtstag, legte die Prüfung ab und begann 1944 das Medizinstudium.

[...] im Herbst 44 und da wurden die Universitäten zu gemacht [...]. Dann habe ich was ganz anderes gemacht, da bin ich bei uns in X [Ort anonymisiert, K.S.] zur Oberschwester, wir hatten Lazarette [...] und hab gefragt, ob ich da Schwesternausbildung anfangen könnte [...] hab dann im Lazarett gearbeitet, weiterhin, und dann kam 45, kam dann das Ende des Krieges und es gab ja noch keine Universität, es war ja alles kaputt und dann hab ich Schwesternhelferin Examen noch gemacht [...].<sup>478</sup>

Als die Universität wieder öffnete studierte sie weiter und schloss 1953 ihr Studium mit dem Examen ab. Sie absolvierte ihre Medizinalassistentenzeit und fand dann auch rasch eine bezahlte Stelle. Wohl nebenbei, dieses lässt sich aus dem Interview heraus nicht genau feststellen, machte sie auch Vertretungen in Allgemeinarztpraxen.

[...] am Krankenhaus, da war ich ziemlich lang, sieben Jahre [...] weil mein Vater krank war [...] ich mochte nicht weg gehen, ich konnte ihn nicht alleine lassen und da war ich erst einmal ein Jahr auf der Chirurgie [...] ich bin natürlich von einer Abteilung auf die andere gegangen und hab überall Dienst gemacht [...].<sup>479</sup>

Als ihr Vater verstarb eröffnete sie eine Praxis, die sie ohne Ablösesumme übernehmen konnte. Sie arbeitete bis zu ihrem Ruhestand im Jahr 1986. Frau Dr. F. war nie verheiratet und hatte keine Kinder. Einmal erwähnt sie im Interview, dass sie auch einen Mann kennenlernte, als sie als MTA arbeitete. „[...] ich hab dort [Stelle als MTA, K.S.] auch meine erste Liebe natürlich gehabt, wie sich das gehört und war super glücklich, aber, persönlich, aber die Arbeit war mir entsetzlich langweilig [...]“<sup>480</sup> Sie geht nicht näher darauf ein, woran die Liebe scheiterte. Deutlich wird aber, dass sie sich nicht der Karriere eines Mannes unterordnete, sondern selbst ihr berufliches Weiterkommen im Blick

---

<sup>477</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 6.

<sup>478</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 8-9.

<sup>479</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 11.

<sup>480</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 6.

hatte. Sie organisierte sich z.B. ihren Studienbeginn selbst. Bei der Erzählung aus ihrem weiteren Leben erwähnte sie nie, dass sie eine weitere Partnerschaft eingegangen ist. Ungebunden konnte sie stets selbst entscheiden, wo sie ihr beruflicher Weg hin verschlägt und konnte ihre Praxis ortsungebunden mit Berücksichtigung ihrer finanziellen Möglichkeiten eröffnen. Zu dieser Zeit war es als alleinstehende Frau sicherlich sehr schwierig, von der Gesellschaft akzeptiert zu werden, wurde doch, wie im oberen Teil erwähnt, gerade durch die Politik die Normalfamilie, bestehend aus Mutter, als Hausfrau, dem Vater als Versorger und Kind gefordert. Obwohl sie im Interview erwähnt, dass ihr Vater die Bildung aller seiner Kinder förderte, musste sie, da sie bei der Tante wohnte und diese über ihre Bildung entscheiden konnte, eine Frauenoberschule besuchen. Durch das fehlende vollwertige Abitur kam sie erst auf einigen Umwegen zum Medizinstudium.

#### 2.4.2 Frau Dr. R.

Frau Dr. R. ist 1921 geboren, ihr Vater war Lehrer am Gymnasium.

Und ich habe dann eben auch die Volksschule besucht, das war also Volksschule, Mädchen und Buben zusammen, alle in einer Klasse von der ersten bis achten Klasse [...] aber ich war bloß vier Jahre drin, dann kam ich ins Humanistische Gymnasium als ein Mädchen von zweien unter der Bubenklasse [...] wir waren ziemlich isoliert als Mädchen, zwei Stück [...] beim Turnen, da haben wir ja nicht mal mitmachen dürfen, ne, also Mädchen und Buben zusammen das ging ja nicht, damals noch, da sind wir dann spazieren gegangen [...] ich war fünf Jahre dort [...] dann hat sich mein Vater versetzen lassen, es war dann das Dritte Reich schon gekommen im Jahre 35 [...] so ein kleines Landmädchen auf der besten Oberschule [...] ich hab ja die Schule noch fertiggemacht und da ging dann gerade der Krieg los, ja, aber kein Abitur mehr gemacht, da haben wir die Noten gekriegt über das Jahr dann [...] ich hab bloß das Ding in die Hand gedrückt gekriegt, dass war natürlich herrlich.<sup>481</sup>

Auch sie hat nach dem Abitur 1938 ihren Arbeitsdienst abgeleistet und im Anschluss den Vorbereitungsdienst für das Medizinstudium, welcher verpflichtend war.

[...] im Januar habe ich angefangen mit dem Examen, also das heißt 45 [...] das hat sich natürlich gezogen, bis ein Professor Zeit hatte, für ne Prüfung und der konnte es nicht machen, dann musste man auf den nächsten warten, ach, es war ein Durcheinander [...] wir waren oft im Luftschutzkeller [...] es war unangenehm [...] ich hab auch bloß sechs Fächer glaub ich gemacht, jedenfalls nicht alle Fächer

---

<sup>481</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 2.

und trotzdem haben wir dann später im Sommer haben wir dann doch ja, also die Approbation haben wir dann überreicht bekommen.<sup>482</sup>

Nach dem Krieg musste Frau Dr. R. die fehlenden Prüfungen noch nachholen, dieses war jedoch ohne Probleme möglich. Eine Stelle zu finden war für sie sehr schwierig, wie sie meinte, da sie über keinerlei Ärzte in der Familie verfügte, die für sie Kontakte zu Kliniken hätten herstellen können. Sie bekam dann durch Kontakte des Pfarrers ihrer Gemeinde eine Stelle in einem Kinderheim. Ihren Mann lernte sie zu dieser Zeit ebenfalls kennen „Und dann habe ich aber doch geheiratet [...]“.<sup>483</sup> Sie erlitt eine Totgeburt und war lange im Krankenhaus. Zu dieser Zeit studierte ihr Mann noch in einer anderen Stadt und sie konnten sich nur selten sehen. Er fand nach dem Studium eine Stelle in einer größeren Stadt und da sind sie beide hingezogen.

[...] ich hab halt versucht was zu kriegen [eine Stelle, K.S.], aber da ist es mir leider nicht so gut gegangen, da habe ich nichts gefunden [...] aber naja und wir wollen aber doch so gerne ein Kind, ich wollte nicht bloß eins, aber es hat dann doch [...] drei Jahre darauf geklappt, 54 ist der X [Kind der Befragten, K.S.] zur Welt gekommen [...] aber ich habe nicht gearbeitet vorher, ne, ich hab dann auch hinterher, ich hab ja auch nichts gekriegt, ich mein, ich hab mich zwar nicht besonders bemüht, aber doch immer mal mich erkündigt, aber da war nichts zu machen, naja, dann hatte ich das Kind und war beschäftigt, dass war mir dann genug.<sup>484</sup>

Eine Wohnung haben sie in der neuen Stadt gerade wegen ihres Dokortitels bekommen. Sie schildert die Situation auf dem Wohnungsamt so, dass die Leute sie vorgelassen hätten, als sie ihren Namen mit Dokortitel nannte. Den Weg zu ihrer Promotion schildert sie im Interview nicht. Sie hatte wohl Schwierigkeiten in der neuen Stadt Anschluss zu finden, es waren keine Verwandten in der Nähe. Sie fand dann eine Nachbarin, welche ihr auch im Haushalt half. „[...] wie wir klein waren, wir hatten immer Dienstmädchen [...]“.<sup>485</sup> Sie arbeitete zwar nicht, hatte aber trotzdem eine Haushaltshilfe. Frau Dr. R. wurde erwerbstätig, als ihr Kind zum Studium auszog.

[...] ich muss auch sagen, ich hab vorher auch schon immer dran gedacht, aber ich sag ganz ehrlich, das ist mir auch zugeflogen [...] die [der Blutspendedienst des Roten Kreuzes, K.S.] haben halt jemanden gesucht [...] bei den Abnahmen war ich oft dabei und halt das ganze Blut untersuchen [...] neue Untersuchungen [...] für mich fast zu viel, weil ich da gar nicht richtig mitgekommen bin [...].<sup>486</sup>

---

<sup>482</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 4.

<sup>483</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 7.

<sup>484</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 9.

<sup>485</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 10.

<sup>486</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 13.

Sie bezeichnet den Beruf ihres Mannes als „das große Glück“<sup>487</sup>, er war Lehrer und bekam ein gutes Gehalt, so konnte sie sich um die Familie und das Kind kümmern und musste nicht arbeiten gehen. Sie gibt, wie auch schon im Ausschnitt aus dem Interview deutlich wird, an, dass sie sich nicht aktiv um eine Stelle gekümmert hat. „[...] das [ihr Ehemann, K.S.] war mir dann viel wichtiger, war X [Wohnort der Befragten, K.S.] bloß noch angesagt.“<sup>488</sup> Auf die Frage der Interviewerin, ob denn das Studium Spaß gemacht hätte, antwortet Frau Dr. R.:

[...] ich bin froh, dass ich es machen konnte, aber so, sagen wir mal, dass ich unbedingt arbeiten müsste, das Gefühl hatte ich eigentlich nicht so sehr, sage ich ganz ehrlich, ich glaube, ob ich es heute noch einmal machen würde, wo ich weiß, was es ist und was auf einen zukommt, wer weiß, ich glaube nicht [...].<sup>489</sup>

Frau Dr. R. konzentrierte sich in ihrem Leben ganz auf die Familie und hat nie gearbeitet, auch wenn sie das Studium abgeschlossen hatte. Obwohl Bildung in ihrem Elternhaus immer eine wichtige Rolle spielte und der Vater stets darauf achtete, dass auch sie als Frau auf ein Gymnasium kam und das Abitur erreichte und studierte, nutzte sie ihre Chance nicht und arbeitete nie im Arztberuf. Sie ordnete sich der Karriere ihres Ehemanns unter und folgte ihm auch in eine Stadt, in welcher es ihr nicht sehr gut zu gefallen schien. Sie lebte aber scheinbar gerne in einer Normalfamilie, wie sie damals auch propagiert wurde. Erst als sie ihre Aufgabe der Kindererziehung erledigt hatte – das Kind zog aus – übernahm sie eine Stelle beim Roten Kreuz, übte ihren eigentlichen Beruf aber nie aus, arbeitete nie in einem Krankenhaus und leistete auch nicht die damals vorgeschriebene Medizinalassistentenzeit ab. Zumindest erzählte sie über diese Zeit nichts. Sie scheint immer etwas überfordert gewesen zu sein mit dem Arztberuf und der daraus resultierenden Verantwortung.

#### 2.4.3 Ein Vergleich

Frau Dr. R. und Frau Dr. F. sind die ältesten befragten Frauen und haben einen Altersunterschied von zwei Jahren. Diese beiden Interviews wurden ausgewählt, da bei den beiden Befragten in etwa die gleichen Rahmenbedingungen für Frauen zu dieser Zeit herrschten. Frau Dr. R. ist Jahrgang 1921 und Frau Dr. F. 1919. Beide Frauen haben Akademiker als Väter, der Vater von Frau Dr. R. war Lehrer am Gymnasium, der Vater

---

<sup>487</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 13.

<sup>488</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 16.

<sup>489</sup> Interview Frau Dr. R.: S. 17.

von Frau Dr. F. war Architekt und Dozent an einer Lehranstalt. Beide Frauen wurden von Zuhause unterstützt, ein Gymnasium zu besuchen. Frau Dr. F. hatte jedoch im Verlauf ihres Bildungsweges durch den Besuch einer Frauenoberschule die schlechteren Voraussetzungen, da mit diesem Abschluss nicht jeder Studiengang belegt werden konnte. Sie hat früh das Arbeiten angefangen und bemerkt, dass ihr der erlernte Beruf der Medizinisch Technischen Angestellten nicht viel Freude mache und auch langweilig war. Um weiter zu kommen hat sie sich selbst einen Platz an der Universität organisiert und ihre Karriere immer verfolgt. Da sie nie eine eigene Familie hatte, die Gründe werden im Interview nicht deutlich, musste sie allerdings immer arbeiten, da sie keine Versorgungsehe führen konnte. So war sie aber auch immer frei in ihren Entscheidungen und musste keine Rücksicht auf die Karriere eines Mannes nehmen oder versuchen, Familie und Beruf zu vereinbaren. Frau Dr. R. hatte ebenfalls die Unterstützung ihres Vaters, auch als Mädchen ein Gymnasium besuchen zu können und das Medizinstudium zu beginnen. Sie lernte ihren Mann kennen, heiratete und bekam ein Kind. Ab sofort lag ihr Fokus auf der Ehe und der Familie. Durch die gute Stelle ihres Mannes in einer neuen Stadt war sie stets finanziell versorgt, jedoch gefallen hat es ihr in der neuen Stadt nie wirklich, auch fehlte ihr der Anschluss zu ihrer Familie. Auch wenn sie nicht arbeitete, hatte sie eine Haushaltshilfe. Als ihr Kind zu studieren begann, fand sie eine neue Aufgabe an ihrer neuen Arbeitsstelle. Ihr Mann arbeitete zu dieser Zeit ebenfalls noch, somit hatte sie Zeit für eine neue Herausforderung. Warum sie dann nochmal eine Stelle antrat, wird im Interview nicht klar, wahrscheinlich wollte sie nach dem Auszug des Kindes eine neue Beschäftigung finden. Wirklich gearbeitet hat sie in ihrem Beruf nie, sie arbeitete, wie oben schon erwähnt, nie in einer Klinik, zumindest erwähnte sie dieses nicht im Interview, und hatte so auch nie mit den Problemen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder der Stellung der Frau im medizinischen Umfeld zu kämpfen. Obwohl Frau Dr. F. und Frau Dr. R beide zu einer ähnlichen Zeit geboren wurden und die gleichen Rahmenbedingungen für Frauen zu dieser Zeit vorfanden und beide ein Medizinstudium absolvierten, hatten sie zwei völlig unterschiedliche Lebensentwürfe, Frau Dr. F., alleinstehend, hatte es hierdurch einfacher, die eigene Karriere zu verfolgen. Ehefrau und Mutter Frau Dr. R. musste und wollte auch auf Grund des Verdienstes ihres Mannes nie arbeiten. Im Gegensatz zu den anderen befragten Frauen, die alle heirateten und Kinder bekamen, dem Beruf nachgingen, Praxen eröffneten und

durch diese Lebenswege mit vielen anderen Problemen konfrontiert waren, beinhalten diese zwei Interviews Lebensgeschichten mit Entwicklungen, welche in der Gesamtschau aller geführten Interviews als besonders angesehen werden können. Ehefrau, Mutter und Hausfrau zu sein war, wie im vorherigen Teil dieser Arbeit schon erläutert, der Lebensentwurf, welcher für eine Frau in den 1950er und 1960er Jahren vorgesehen war. Sowohl von Politik als auch von der Gesellschaft. Die Lebensgeschichte von Frau Dr. R. kommt diesem am nächsten. Ein Großteil der befragten Frauen kämpfte häufig mit Schwierigkeiten, welchen sie als arbeitende Frauen zu dieser Zeit ausgesetzt waren. Sei es am Arbeitsplatz, mit Kollegen, mit Behörden, mit der Kinderbetreuung oder aber auch mit den eigenen Ehemännern und Familien, welche nicht immer hinter den Entscheidungen der Frauen standen.

### 3. Der Film „Die Landärztin“

Die Heimatfilme der 1950er Jahre spielen vorwiegend in ländlichen Regionen des Schwarzwaldes, der Heide oder im Voralpenland. So spielt auch der Film „Die Landärztin“ am Tegernsee, im Voralpenland Bayerns.<sup>490</sup> Der Heimatfilm sollte den Zuschauern ein gutes Gefühl transportieren, dieses konnte eine Stadt als Spielort nicht vermitteln. Hier wurden meist Kriminalfilme oder kritische Filme über die Ereignisse der jüngeren Geschichte gedreht. Im Heimatfilm sollte die Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus weitestgehend vermieden werden.<sup>491</sup> Nach dem Krieg waren „die Deutschen [...] frei – aber sie waren auch allen inneren und äußeren Halts beraubt.“<sup>492</sup> Der Heimatfilm sollte diesen Halt ein Stückweit zurückgeben, „Trost und Zuversicht“<sup>493</sup> dem Zuschauer vermitteln. Der Heimatfilm wollte „die Sehnsucht nach Harmonie“<sup>494</sup>, welche sich in der Bevölkerung der Nachkriegszeit und der 1950er Jahre entwickelte, erfüllen. Der Arzt- bzw. Medizinfilm der 1950er Jahre bestand zumeist aus einem Arzt und einer Krankenschwester, zwischen denen sich häufig eine Liebesbeziehung entwickelte, und einem Patienten oder einer Patientin. Zwischen Arzt und Patien-

---

<sup>490</sup> Vgl. Seidl, Claudius: Der Deutsche Film der fünfziger Jahre, in: Matt, Bernhard (Hrsg.): Heyne Filmbibliothek, Nr. 32/100, München 1987, S. 63.

<sup>491</sup> Vgl. Seidl 1987: S. 63-64.

<sup>492</sup> Kreimeier, Klaus: Die Ökonomie der Gefühle. Aspekte des westdeutschen Nachkriegsfilms, in: Deutsches Filmmuseum Frankfurt/Main zwischen Gestern und Morgen. Westdeutscher Nachkriegsfilm 1946-1962, Frankfurt/Main 1989, S. 8.

<sup>493</sup> Seidl 1987: S. 64.

<sup>494</sup> Benzenhöfer, Udo: Medizin im Spielfilm der fünfziger Jahre, Pfaffenweiler 1993, S. 2.

tin war auch eine im Verlauf des Filmes sich entwickelnde Liebesbeziehung möglich. Meist beinhaltet der Arztfilm eine dramatische Rettung des Patienten, zum Beispiel anhand einer Operation.<sup>495</sup> Aus den Beschreibungen der beiden Filmgenres wird deutlich, dass der Film „Die Landärztin“ aus dem Jahr 1958, ein Heimatfilm sein muss, aber eben auch Komponenten des klassischen Arztfilmes enthält, obgleich die Hauptrolle normalerweise ein männlicher Arzt darstellt. Der Film beinhaltet aber auch typische Elemente des Arztfilms, wie die lebensrettende Operation und eine Liebesbeziehung, wenn auch zu einem Tierarzt und nicht zu einem Patienten oder einer Krankenschwester. Am Beispiel des Filmes „Die Landärztin“ wird versucht, einen Vergleich zwischen damaliger Realität und der Stellung der Frau im Film herzustellen. Auf den genauen Inhalt des Filmes wird im folgenden Abschnitt näher eingegangen.

### 3.1 Inhalt „Die Landärztin“

Im Film „Die Landärztin“<sup>496</sup> von 1958 muss sich eine Frau und Ärztin, gespielt von Marianne Koch, zuerst bei den Bewohnern eines Dorfes mühsam durchsetzen, um schließlich als Landärztin bei den Patientinnen und Patienten und Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohnern akzeptiert zu werden. Am Anfang des Filmes fährt die Ärztin Frau Dr. Jensen auf einem Motorroller in das Dorf, in welchem sie als Landärztin eine Praxis übernehmen möchte. Ihr wird der Weg durch einen Kollegen aus der Klinik versperrt, der sie zum Umkehren überreden möchte. Sie hätte in der Klinik bessere Karrierechancen und er hätte sie gerne weiter in seiner Nähe. Als Frau Dr. Petra Jensen in das Dorf mit ihrem Roller einfährt, trifft die Ärztin auf ein Mädchen, welches ihr Blumen verkauft, da ihre Mutter krank sei und sie das Geld für die Arztrechnung bräuchte. Als die Frau dem Mädchen sagt, dass sie die Ärztin sei, die ihrer Mutter ab jetzt helfen wird, meint das Mädchen, dass sie doch eine Frau sei und somit doch keine Ärztin sein könne. Im Dorf freuen sich unterdessen alle schon auf den neuen Arzt, sie rechnen fest mit einem Mann. Als Frau Dr. Jensen schließlich an der Praxis eintrifft, wird den Einwohnern und vor allem dem Bürgermeister klar, dass sie wohl eine Frau als Ärztin eingestellt haben. „Das ist doch ein Witz!“<sup>497</sup>, ruft einer der Bewohner erschüttert. Sie verlas-

---

<sup>495</sup> Vgl. Benzenhöfer 1993: S. 1-2.

<sup>496</sup> Spielfilm: „Die Landärztin“, Deutschland, 1958, Paul May.

<sup>497</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 5:54.

sen alle darauf hin den Praxisvorplatz, obwohl Frau Dr. Jensen die Sprechstunde ankündigt. „Vor der kann ich mich doch nicht ausziehen“<sup>498</sup> bemerkt ein Dorfbewohner. Der Bürgermeister führt ein Gespräch mit Frau Dr. Jensen und führt an, „wir können doch nicht auf einmal einen Damendoktor haben.“<sup>499</sup> „Was halten sie denn von der Gleichberechtigung?“<sup>500</sup> entgegnete Frau Dr. Jensen „Schon, aber doch nicht gleich so! Überhaupt können sie einen Haufen Doktorsachen gar nicht machen, als weibliche Person, jung sind sie auch noch!“<sup>501</sup> Ihre Sprechstundenhilfe verteidigt die Ärztin beim Bürgermeister. Zur Situation stößt noch der Tierarzt, Herr Dr. Renner, hinzu, der wissen möchte, was den Ort in Aufruhr versetzt hat. Sie begrüßt den Tierarzt mit Herrn Kollegen, was dieser gleich ablehnt. „Meine Fehler kommen in den Schlachthof und ihre auf den Friedhof, das ist ein feiner Unterschied.“<sup>502</sup> Der Tierarzt ist empört darüber, dass eine Frau eingestellt wurde und beschwert sich beim Bürgermeister. „Und dann schauen sie gefälligst, dass sie die akademische Krankenschwester wieder loswerden.“<sup>503</sup> Frau Dr. Jensen reagiert energisch und schmeißt die Herren aus der Sprechstunde. Alle Patienten sind gegangen. Die Sprechstundenhilfe bestärkt sie und versucht sie wieder aufzubauen. Die einzigen, welche die neue Ärztin als positive Entwicklung für das Dorf sehen, sind das kleine Mädchen, da sie Hilfe für ihre an Tuberkulose erkrankte Mutter sucht und der Unternehmer des Dorfes. Dieser, das wird im Verlauf des Filmes deutlich, erhofft sich allerdings von der Ärztin, dass sie ihm eine Heilquelle bescheinigt und er das Dorf in einen Kurort umwandeln kann. Ihm ist auch wichtig, dass sie hübsch ist.<sup>504</sup> Dieser Umstand wird noch häufiger im Film erwähnt werden. Die jungen Männer des Dorfes erhoffen sich von der hübschen Ärztin eine Liebesbeziehung und planen nächtliche Besuche. Einer der Burschen setzt dies auch in die Tat um. Allerdings legt er seine Leiter am falschen Fenster an und wird bei seinem Vorhaben vom Tierarzt verjagt. Dass Frau Dr. Jensen über fachliche Kompetenz verfügt, wird bei ihrer Behandlung der kranken Mutter des Mädchens, des Knechts des Bürgermeisters und der schwangeren Tochter des Bürgermeisters deutlich. Durch ihre Fähigkeiten kann sie am Ende die Dorfbewohner, den Bürgermeister und auch den Tierarzt von sich überzeugen. Wirkli-

---

<sup>498</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 7:16.

<sup>499</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 7:32.

<sup>500</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 7:34.

<sup>501</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 7:34-37.

<sup>502</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 7:30-7:32.

<sup>503</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 7:41-7:44.

<sup>504</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 11:06.



che Unterstützung bekommt die Ärztin von ihrer Sprechstundenhilfe, dem kleinen Mädchen, dem Landarzt aus dem Nachbardorf und dem Pfarrer des Dorfes. Der Kollege aus dem Nachbardorf ruft sie in seine Praxis, damit sie dort ihre Patienten aus dem Dorf, welche zu ihm in die Sprechstunde gekommen sind, da sie sich nicht von einer Frau behandeln lassen möchten, behandeln kann. Sie überzeugt nun auch die ersten Patienten von ihrer Fähigkeit als Ärztin, zum Beispiel einen zur Oppositionspartei gehörenden Schreiner des Dorfes. Der Pfarrer simuliert einen medizinischen Notfall, damit die Einwohner des Ortes erkennen, dass die neue Ärztin über gute fachliche Kompetenz und Fähigkeiten verfügt. „Ja vielleicht kann sie doch was!“<sup>505</sup> vermutet eine Dorfbewohnerin, nachdem es dem Pfarrer wieder „besser“ geht. Die Dorfgemeinschaft um den Bürgermeister laden sie zum Frühschoppen ein. Am nächsten Tag ist ihre Sprechstunde gut gefüllt. Die Tochter des Bürgermeisters besucht aus der Not heraus heimlich die Sprechstunde der Ärztin, da sie ein uneheliches Kind erwartet und Hilfe bei ihr sucht. „Ich bin sehr froh, dass sie da sind und dass sie eine Frau sind.“<sup>506</sup> Frau Dr. Jensen wird schließlich, unter Zustimmung der Frau des Bürgermeisters, einer ihrer größten Kritikerinnen im Ort, zu Hilfe gerufen, als bei ihrer Tochter unter der Geburt Komplikationen auftreten und die Hebamme einen Arzt benötigt. Sie muss operieren und einen Kaiserschnitt bei der Patientin durchführen, der Tierarzt unterstützt Frau Dr. Jensen bei der Narkose. Durch diesen Fall kann sie volle Akzeptanz im Ort erreichen, da sie die Tochter des Bürgermeisters rettet und somit ihre größten Widersacher im Dorf einsehen müssen, dass Frau Dr. Jensen auch als Frau über ausreichend Kompetenz verfügt, jede Patientin und jeden Patienten zu behandeln und auch in Notfallsituationen besonnen und klug zu handeln. Gerade die Frauen des Dorfes akzeptieren die neue Ärztin anfangs nicht, sorgen sich um ihre Männer, da sie hübsch ist und sie denken, dass sie den Männern „schöne Augen“<sup>507</sup> macht. Die Frauen des Ortes meinen nicht, dass sie als Frau eine gute Ärztin sein kann. Die Dorfversammlung um den Bürgermeister führt eine Diskussion, dass man die Ärztin gegen einen Mann austauschen sollte. „Diese Ziege, sehts her, wir wollen sie mal nimmer im Dorf haben“<sup>508</sup> Die Beziehung zum Tierarzt wird besser, als er einen Patienten zu ihr schickt, der wahrscheinlich durch einen tollwü-

---

<sup>505</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 47:04.

<sup>506</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 33:53.

<sup>507</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 34:15.

<sup>508</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 38:20.

tigen Hund gebissen wurde. Ihr Handeln und Durchsetzungsvermögen in dieser Sache, sie lässt den Patienten von der Polizei in eine Klinik bringen, beeindruckt ihn und er verteidigt sie bei der Dorfversammlung. Sie kann mit diesem Patienten ihre fachliche Kompetenz unter Beweis stellen. Er mahnt jedoch im Gespräch mit ihr im Anschluss an die Versammlung weiterhin an, warum sie überhaupt Ärztin geworden sei. Zur Versöhnung lädt der Tierarzt Frau Dr. Jensen einige Tage später zum Tee ein. Sie fragt ihn schließlich nach seiner Meinung, ob sie zurück an die Klinik wechseln soll. Sie hat von ihrem alten Kollegen, welcher sie schon am Beginn des Filmes wieder in die Stadt zurückholen wollte, ein sehr gutes Angebot mit Karrierechancen bekommen. Hierbei öffnet er sich ihr gegenüber im Gespräch und möchte sie so zum Bleiben bewegen.

Erst hab ich mich geärgert, dass sie kein Mann sind, mich gegen sie gewehrt, hab alle möglichen Gründe dahergebracht, um sie von Kürzlingen wegzubringen und jetzt [...] ich habe gar nichts mehr dagegen, dass sie eine Frau sind. Fragen sie mich doch nicht, ob sie von hier weggehen sollen, ich gebe dir doch nur eine ganz egoistische Antwort.<sup>509</sup>

Dann küssen sie sich. In den Schlusszenen wird bekannt, dass sie sich verlobt haben. Am Ende des Filmes heiratet die Tochter des Bürgermeisters. Hier lobt der Bürgermeister Frau Dr. Jensen und entschuldigt sich bei ihr für den schlechten Start.

„Jedenfalls hat das Fräulein Doktor viel Gutes getan, für uns alle.“<sup>510</sup>

### 3.2 Der Film und lebensgeschichtliche Interviews – Ein Vergleich

Zum Vergleich der Geschichte von Frau Dr. Jensen aus dem Film mit den Lebensgeschichten der Befragten eignen sich am besten die Lebensgeschichten von Frau Dr. F. und Frau Dr. H. Allerdings können natürlich Ähnlichkeiten aber auch Unterschiede zwischen allen befragten Frauen und dem Film herausgearbeitet werden. Es wurden jedoch diese beiden Lebensgeschichten ausgewählt, weil sie der Landärztin aus dem Film am ähnlichsten erscheinen und mit diesen Interviews ein guter Vergleich aufgestellt werden kann. Die beiden befragten Frauen eröffneten ihre eigene Praxis zu einem frühen Zeitpunkt. Frau Dr. F. war unverheiratet und hatte keine Kinder, Frau Dr. H. war verheiratet und hatte bei Praxiseröffnung noch keine Kinder. Frau Dr. F. hat, ähnlich wie Frau Dr. Jensen im Film, auch eine Praxis auf dem Land von einem älteren Kollegen übernommen. Sie hatte auch zu Beginn der Praxis einen Motorroller, den hatte sie

---

<sup>509</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 1:14:5-1:15:23.

<sup>510</sup> Film „Die Landärztin“: Minute 1:25:17.

sich von ihrem Gehalt aus der Klinik gekauft. Im Gegensatz zum Film hatte sie keine ausgestatteten Praxisräume und eine dazu gehörende Wohnung übernehmen können, sie mietete sich zwei Räume, in einem schlief sie auch und richtete sich ihr Sprechzimmer mit dem Nötigsten ein. Nach und nach konnte sie sich dann mehr leisten und kaufte sich für ihre Hausbesuche ein Auto.

[...] ich konnte fahren und ich konnte Praxis machen und ich war glücklich, ich war glücklich, die Leute kamen vertrauensvoll, muss ich sagen und ich war zufrieden, dass ich auf dem Land war und ich konnte jederzeit um Hilfe bitten, ich hab sehr nette Kollegen in der Gegend gehabt [...].<sup>511</sup>

Die Landärztin hat eine Sprechstundenhilfe, welche auch Hebamme war. Frau Dr. F. berichtet im ganzen Interview nicht davon, dass sie Sprechstundenhilfen angestellt hatte. Vermutlich hatte sie eine oder mehrere im Verlauf eingestellt, zu Beginn hat sie die Praxis vermutlich alleine organisiert.

Die Männer haben mich sofort akzeptiert. Männer und Kinder haben mich sofort akzeptiert. Alte Frauen auch, immer. Ältere Frauen. Die einzigen, mit denen ich Probleme hatte, das waren Kinder in der Pubertät und junge Frauen. Schwangere zum Beispiel [...].<sup>512</sup>

Da sie nicht verheiratet war und keine Kinder hatte, sprachen die Schwangeren ihr wohl keine Kompetenz und keine Erfahrung zu. Eine Patientin meinte zu ihr: „[...] sie haben keinen Mann und da können sie das gar nicht wissen, ich gehe zu einem anderen Doktor.“<sup>513</sup> Die Bewohner des Dorfes haben sie also meist akzeptiert, im Gegensatz zu der Landärztin im Film, welche Probleme mit den älteren Frauen im Dorf hatte, wie etwa der Frau vom Bürgermeister, da sie fürchteten, sie könne ihnen die Männer wegnehmen, hatte Frau Dr. F. Probleme von Schwangeren und jungen Mädchen akzeptiert zu werden. Im Film drückt die schwangere Tochter des Bürgermeisters ihre Freude darüber aus, dass jetzt endlich eine Frau als Ärztin im Dorf sei und sie mit ihren Sorgen, unverheiratet schwanger zu sein, zum Arzt gehen könne. Hier wurde der Landärztin, obwohl diese auch noch nicht verheiratet war und keine Kinder hatte, die Fähigkeit zugesprochen, dass sie sich, da sie eine Frau ist, gut in die Situation einfühlen und mehr Verständnis für das junge Mädchen aufbringen könne. Genau diese Ehe- und Kinderlosigkeit führt in der realen Welt bei Frau Dr. F. dazu, dass ihr in diesen Fragen weniger

---

<sup>511</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 13.

<sup>512</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 17.

<sup>513</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 18.

Kompetenz zugetraut und Erfahrung zugesprochen wurde, obwohl sie im Lauf ihrer Krankenhauszeit auch in der Gynäkologie und Pädiatrie gearbeitet hatte und Berufserfahrung sammeln konnte. Die Landärztin hat im Film keine Probleme mit ihrem Kollegen im Nachbarort, er unterstützt sie sogar und hilft ihr, da sie bei ihm in die Sprechstunde kommen kann und die Patienten aus ihrem Dorf behandeln darf, um im Dorf akzeptiert zu werden. Frau Dr. F. berichtet auch davon, dass ihr die Kollegen lange Zeit gerne geholfen haben und nett zu ihr waren.

[...] solange man anfängt und klein ist und nicht viel hat, sind die Kollegen sehr freundlich zu einem, sehr, man kriegt geschenkt, kriegt Gläser geschenkt und kriegt Flaschen Wein geschenkt, man wird eingeladen zum Kaffee und ich weiß nicht was, aber wehe, wenn man Konkurrenz wird [...].<sup>514</sup>

An anderer Stelle berichtet sie über Kollegen:

[...] ich hab sehr nette Kollegen in der Gegend gehabt, meine alten Kollegen aus dem Krankenhaus, neue Kollegen [...] sehr freundlich, nette, entgegenkommende [...], wenn man neu kommt und jung ist und ein bisschen hilflos ist, dann hat man ja jegliche Hilfe, aber wehe, wenn man Konkurrenz wird, dann ist es schwieriger.<sup>515</sup>

Im Film wird das Verhältnis zum Kollegen nach seiner Hilfe nicht weiter thematisiert, aber es macht den Anschein, als ob es genug Patienten in jedem Dorf gäbe und die beiden Kollegen keine weiteren Berührungspunkte mehr gehabt hätten. Bei dem Vergleich der Lebensgeschichte von Frau Dr. F. mit den Umständen im Film wird deutlich, dass viele Gemeinsamkeiten bestehen. Beide Frauen müssen mit Ressentiments von Patienten leben, haben mehr oder weniger Schwierigkeiten mit Kollegen und müssen sich, jede auf ihre Art, durchsetzen. Jedoch scheint es für Frau Dr. F., also im wirklichen Leben, einfacher gewesen zu sein, sich als Frau als Landärztin in der eigenen Praxis niederzulassen und zu arbeiten. Frau Dr. F. musste ohne Familie auf niemanden Rücksicht nehmen, hatte nie Probleme Beruf und Familie zu vereinbaren und konnte sich, ohne auf jemand anderen zu achten, auf ihre Ziele konzentrieren. Dies macht die Landärztin im Film zunächst auch. Sie wechselt von der Klinik in die Praxis und trifft diese Entscheidung ebenfalls für sich, da sie noch keine Familie hat. Der Film endet mit der Verlobung der Landärztin und dem Tierarzt. Wie sich ihr weiterer Weg nach der Gründung einer Familie entwickelt, bleibt offen. Frau Dr. H. eröffnete die Praxis relativ

---

<sup>514</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 18.

<sup>515</sup> Interview Frau Dr. F.: S. 13.

schnell nach einer kurzen Zeit im Krankenhaus und einigen Praxisvertretungen. Als Frau in ihrem Beruf hatte sie bei den Praxisvertretungen in den Allgemeinarztpraxen keine Probleme. Sie fand leicht Vertretungsstellen, auch auf dem Land. Von Patientinnen und Patienten in der eigenen Praxis wurde sie stets geschätzt und akzeptiert, hier konnte sie nicht von Schwierigkeiten berichten.

Die waren froh, dass überhaupt jemand kam, ja und die riefen auch immer wieder an oder wir machten schon vorher die nächste Vertretung aus, nein, dass hat da keine Probleme gegeben, bei den Patienten auch nicht, auch nachts nicht, die waren froh, dass überhaupt jemand kam.<sup>516</sup>

Zuerst eröffnete Frau Dr. H. ihre Praxis in den Wohnräumen ihrer Mutter, sie hatte noch keine volle Kassenzulassung. Erst später, als sie mit ihrem Ehemann ein eigenes Haus am Stadtrand finden konnte, zog sie mit ihrer Praxis hierher um und bekam durch die eher ländliche Lage eine Kassenzulassung. Den Kassensitz erhielt sie auf Grund des Ärztemangels in der ländlichen Region zügig und komplikationslos. Ihr Geschlecht spielte bei der Vergabe des Kassensitzes, im Vergleich zum Film, keine Rolle. Die Landärztin im Film bekam ihre Stelle nur auf Grund eines Irrtums bzw. Lesefehlers des Bürgermeisters. Von richtigen Schwierigkeiten, wie im Film, von der Gemeinde, in welcher die befragten Frauen ihre Praxen eröffneten, akzeptiert zu werden, berichtete keine der Ärztinnen. Frau Dr. F. wurde eher durch ihre fehlende eigene Erfahrung mit Schwangerschaft von dieser Patientengruppe nicht angenommen, weniger weil sie eine Frau war, der keine Kompetenz zugesprochen wurde. Im Film wird der Anschein erweckt – auch durch den Kollegen der Landärztin, der sie zu Beginn des Filmes in die Klinik zurückholen möchte und ihr im Verlauf eine sehr gute Stelle anbietet – dass es für Frauen im Klinikumfeld einfacher gewesen sei, zu arbeiten und akzeptiert zu werden. Doch hier wird durch die lebensgeschichtlichen Interviews eher deutlich, dass es für die befragten Frauen im Klinikalltag viel häufiger Schwierigkeiten gab, als Frau akzeptiert zu werden und sich durchzusetzen. Weniger mit den Patientinnen und Patienten, doch eher mit Kolleginnen und Kollegen. Einige hatten patriarchalische Chefs, welche ihnen als Frauen nichts oder nur wenig zutrauten und manchmal waren es auch Krankenschwestern, die Ärztinnen den Klinikalltag erschwerten, da sie diese als Konkurrentinnen empfanden.

---

<sup>516</sup> Interview Frau Dr. H.: S. 16.

### 3.3 Der Film „Die Landärztin“, Lebensgeschichten und das Frauenbild in den 1950er Jahren – Ein Fazit

Durch die Politik und die Gesellschaft, wie oben schon erwähnt, entwickelte sich ein Frauenbild, das sich von dem der Landärztin unterscheidet. Eine Frau in den 1950er Jahren sollte sich auf ihre Ehe und Familie konzentrieren und keiner Erwerbsarbeit nachgehen, sich stattdessen um den Haushalt kümmern und die Familie umsorgen. Die Vorstellungen der Politik und die Lebensrealität von vielen Frauen haben allerdings nicht mehr zusammengepasst. In der wirklichen Lebenswelt war es schwierig, Frauen, die während der Zeit des Nationalsozialismus arbeiteten oder studierten, wieder von der Erwerbsarbeit zu lösen und nur noch auf die Versorgung der Familie zu beschränken. Auch wenn die Normalfamilie durch die Politik und die Medien propagiert wurde, haben viele Frauen sich nicht mehr an diesen Vorgaben orientiert. Auch der Film „Die Landärztin“ präsentiert eine studierte, gebildete Frau, welche selbstständig lebt und die ehemalige Männerarbeit eines Dorfarztes ausüben kann. Sie hat Durchsetzungsvermögen und kann sich durch ihre Fähigkeiten und ihr Wissen schließlich gegen die Ressentiments der Dorfbewohner durchsetzen. Dass sie am Ende mit ihrem Widersacher, dem Tierarzt, verlobt ist, stellt höchstwahrscheinlich eine dramaturgische Wendung dar, welche im realen Leben wahrscheinlich nicht unbedingt stattgefunden hätte. Das Interview mit Frau Dr. F. zeigt, dass eine Frau zu dieser Zeit nicht unbedingt einen Ehemann benötigte, um eine Praxis zu führen und erfolgreich zu sein. Dass zum erfüllten Glück im Film ein Ehemann benötigt wird, stellt die Schlusszene des Filmes dar. Der Mann fährt im Auto mit seiner Verlobten durch die Landschaft, die Ärztin konnte vorher nur ihren Roller lenken, das Auto fährt der Mann, er hat im übertragenen Sinn das Steuer in der Hand. Hier unterscheidet sich der Film von den meisten lebensgeschichtlichen Interviews, die meisten befragten Frauen konnten ohne männliche Unterstützung ihre berufliche Tätigkeit ausüben.

Die durch die Interviews erfassten Lebensgeschichten und der Film „Die Landärztin“ haben tatsächlich mehr Gemeinsamkeiten, als zuvor erwartet. Frauen hatten in den 1950er Jahren – bedingt durch die Anforderung während der Zeit des Krieges, hier arbeiteten sie häufig Vollzeit, um ihre Familien zu ernähren, viele Männer waren als Arbeitskraft durch ihren Einsatz im Krieg nicht mehr verfügbar – weiterhin Interesse daran, in ihrem Beruf zu arbeiten und auch eigenes Geld zu verdienen. Die eigene finanzia-

elle Absicherung haben viele Frauen zu schätzen gelernt. Viele Frauen studierten zu dieser Zeit. So war es in den 1950er Jahren für Frauen sicherlich schwer, die einmal erreichten Freiheiten und Möglichkeiten nicht mehr nutzen zu können und sich wieder dem Haushalt und der Ehe hinzugeben. Dass Frauen an Bildung teilhaben oder studieren konnten, war in der Nachkriegszeit und den Folgejahren gesellschaftlich nicht gewollt und nicht vorgesehen. Selbst in der DDR, in welcher Frauenbildung und Erwerbsarbeit ein Stück weit gefördert wurde, war es dennoch für Frauen problematisch Beruf und Familie zu vereinen, wenn es auch einfacher war als im Westen.

Wenn man sich mit der Geschichte der Frauen in der Nachkriegszeit und den Folgejahren beschäftigt, geht man davon aus, dass es für Frauen nicht leicht gewesen sein kann, Bildung zu erlangen und als Ärztin zu arbeiten. Diese Unterschiede zwischen der Geschichte und den Erinnerungen der Interviewpersonen ergeben sich häufig bei Oral History Projekten. Diese führen eben dazu, dass durch Oral History selten Fragestellungen eindeutig beantwortet werden können, noch eine andere Geschichtswirklichkeit bewiesen werden kann.<sup>517</sup> Die vorliegende Arbeit kann einen Einblick in die Lebenswirklichkeit der Frauen zu der damaligen Zeit geben und aufzeigen, dass es durch Willen und Durchsetzungsvermögen auch damals schon möglich gewesen ist – obwohl durch die Politik und Gesellschaft etwas anderes gewollt war – als Frau höhere Bildung zu erlangen und sich auf dem Arbeitsmarkt durchzusetzen. Natürlich ist zu bedenken, dass die befragten Frauen alle einen oder mehrere Förderer, meist Eltern oder Lehrer und Lehrerinnen, hatten, welche sich darum bemühten, dass sie ein Gymnasium besuchen konnten und es ihnen später durch finanzielle Mittel ermöglichten, ein Medizinstudium an der Universität aufnehmen zu können. Dass die meisten Frauen aus einem Haushalt mit akademischem Hintergrund stammen, lässt eine gewisse Verzerrung vermuten. Es kann davon ausgegangen werden, dass Akademikerkinder einen höheren Bildungsgrad im Allgemeinen erlangten. Kindern, insbesondere Töchtern aus Arbeiterfamilien wurde mit einer hohen Wahrscheinlichkeit, wie auch die Geschichte in weiten Teilen bestätigt, der Zugang zur höheren Bildung häufiger verwehrt. Diese mussten sich vornehmlich dem damalig gewünschten Frauenbild der Hausfrau, Ehefrau und Mutter unterwerfen.

Die Biographien der Ärztinnen sind sehr gegensätzlich zu den zeithistorischen Entwicklungen der Nachkriegszeit und den Folgejahren ausgefallen. Dieses wurde bei der Ge-

---

<sup>517</sup> Vgl. Wierling 2003: S. 148.

genüberstellung der Interviews zum historischen Kontext deutlich. Es war durchaus, anders als zuerst angenommen, für sie zur damaligen Zeit möglich, zu studieren, den Arztberuf zu ergreifen und einen Karriereweg einzuschlagen. Die Ärztinnen haben selbstbewusst und zielstrebig ihr Abitur, ihr Studium, meist mit Promotion, und ihr Berufsleben gestaltet, häufig unterstützt und ermutigt durch ihr familiäres Umfeld. Die meisten Frauen eröffneten eine eigene Praxis oder arbeiteten im Gesundheitsamt, um eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu erlangen. Die Doppelbelastung und die nur geringe oder fehlende Hilfe durch ihre Ehemänner stellten eine große Herausforderung für die Frauen dar. Eine der befragten Frauen wurde Oberärztin und machte somit Karriere im klinischen Umfeld, allerdings auch nur bis zu dem Zeitpunkt der Familiengründung. Für die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf ging auch sie erst ins Gesundheitsamt und eröffnete dann eine eigene Praxis.

Die befragten Frauen berichten von sehr wenigen Schwierigkeiten und Hürden, sowohl ein Gymnasium zu besuchen als auch an der Universität Medizin zu studieren. Vereinzelt berichten die befragten Frauen jedoch über herablassende Einstellungen gegen Frauen durch Lehrer, Kommilitonen und Professoren. Meist spielten eher finanzielle Gründe und häufig auch die Kriegszeit eine Rolle, ob und wie schwer es für die Frauen im Einzelnen war. Es muss jedoch bei der Interpretation beachtet werden, dass es durchaus zu einer gewissen „Harmonisierung“<sup>518</sup> der Schul- und Studienzeiten gekommen sein kann. Da es für Frauen dieser Zeit durchaus noch unüblich war, eine weiterführende Schule oder eine Universität zu besuchen, kann es durchaus sein, dass durch die Sozialisierung mit diesem Frauenbild die befragten Frauen die damaligen Verhältnisse nicht unbedingt als Diskriminierung, auch wenn es aus heutiger Sicht als solche erscheint, interpretierten und auch heute noch nicht als solche interpretieren.<sup>519</sup> Im Klinikalltag geben einige Befragte an, dass sie sich häufiger beweisen mussten, als ihre männlichen Kollegen, da sie Frauen waren und deshalb als weniger kompetent durch Kollegen und Chefärzte angesehen wurden. Hier kann davon ausgegangen werden, dass den Frauen die Berufszeit noch präsenter im Gedächtnis war und auch allmählich, vor allem dann in den 1970er Jahren, ein verändertes Frauenbild galt und sie Kritik von Männern in ihrem Berufsalltag dann eher als Diskriminierung erkannten und ansahen.

---

<sup>518</sup> Sauer, Michael: Geschichte unterrichten: Eine Einführung in Didaktik und Methodik, 10. Erneut aktualisierte und erw. Auflage, Seelze 2012, S. 235.

<sup>519</sup> Vgl. Sauer 2012: S. 235.



Es gab nur eine Frau unter den Befragten, die nie wirklich im Arztberuf arbeitete. Kinder und Ehe waren ihre Schwerpunkte zur Erfüllung des Lebens. Die Großzahl der befragten Frauen kümmerte sich um den Haushalt und die Kinder, auch wenn sie, wie ihre Ehemänner, ebenfalls arbeiteten und eigentlich auch wenig Zeit dafür hatten. Sie organisierten sich Haushaltshilfen und bekamen meist Unterstützung durch ihre Eltern, damit sie Beruf und Familie vereinen konnten. Die meisten Ehemänner halfen nicht im Haushalt und bei der Kindererziehung mit, sondern kümmerten sich um ihre Karrieren. Die befragten Frauen mussten oft durch die Doppelbelastung ihre eigene Karriere hintenstellen, meist aus Zeitmangel, oft aber auch, da sie die Karrieren ihrer Ehemänner mit förderten. Da Teilzeitarbeit, obwohl sie von der Politik der 1950er Jahre beworben wurde, in der wirklichen Welt nicht ausreichend zur Verfügung stand oder auch durch die Frauen nicht gerne in Anspruch genommen wurde, weil sich das Gehalt auch dementsprechend verringerte, suchten sich fünf befragte Ärztinnen eine Anstellung im Gesundheitsamt, um geregelte Arbeitszeiten zu haben und die Betreuung der Kinder bzw. den Alltag planbarer zu gestalten. In der Klinik führten vor allem Dienste, unvorhersehbare Arbeitszeiten und Nachtdienste dazu, dass Beruf und Familie nicht immer vereinbar waren. Eine der befragten Frauen ließ sich ihre Freiheit zu arbeiten nicht von ihrem Mann nehmen. Dieser forderte, dass sie Hausfrau werde und nicht weiter ihrem Beruf nachgehen solle. Die befragte Ärztin ließ sich von ihrem Mann scheiden, damit sie ihre Arbeit und die damit verbundene Freiheit, aber sicher auch ihre eigene finanzielle Absicherung nicht aufgeben musste. Eine weitere Befragte ging ebenfalls so weit, dass sie alle Konsequenzen getragen hätte, auch die Scheidung von ihrem Ehemann, wenn dieser nicht einverstanden gewesen wäre, dass sie in einer eigenen Praxis arbeitete und keine Hausfrau mehr sein wollte. Hier haben die Ehemänner also nicht, wie im Film „Die Landärztin“ dargestellt und wie durch die Politik und Gesellschaft erwartet, im übertragenen Sinn das Steuer in der Hand.

Alle Befragten erinnerten sich im Hinblick auf Abitur, Studium und Beruf, dass sie als Frau manchmal Zurücksetzungen, Benachteiligungen, Ausgrenzungen und persönliche Belastungen verarbeiten mussten. Insgesamt konnten sie ihren beruflichen Werdegang vollenden und ihre Mehrfachbelastung als Ärztin, Mutter und Ehefrau meistern, obwohl die zeithistorische Entwicklung dagegensprach. Die Politik der Nachkriegszeit und der 1950er Jahre hat zwar normative Konzepte vorgegeben, wie im Kapitel 3 aufgeführt,

um die Normalfamilie und die Position der Frau als Hausfrau und Mutter in der Gesellschaft zu verankern, jedoch, und das wird sowohl in den lebensgeschichtlichen Interviews, wie auch in weiten Teilen der Forschungsliteratur über diese Zeit deutlich, konnten die Prozesse der Frauenbildung und Frauenerwerbsarbeit weitestgehend nicht mehr aufgehalten werden. Zwar nahm die Frauenerwerbsarbeit und die Zahl der Studentinnen an den Universitäten in den 1950er Jahren nochmals ab und es war bei Weitem noch nicht selbstverständlich, dass eine Frau für ihren eigenen Unterhalt arbeitete oder dass sie trotz Ehe und Familie arbeiten ging, jedoch zeichneten sich schon Tendenzen ab, dass sich dieser Trend fortsetzen würde, auch wenn das für viele Frauen dieser Zeit bedeutete, dass sie kämpfen mussten, um ihre Ziele zu erreichen. Dass dieser Prozess bis heute noch nicht abgeschlossen ist, wird z.B. darin deutlich, dass es immer noch eine unterschiedliche Bezahlung von Frauen und Männern in den gleichen beruflichen Positionen gibt, den sogenannten Gender-Pay-Gap<sup>520</sup> und Frauen in Führungspositionen auch heute noch nicht gleichwertig vertreten sind.<sup>521</sup> Auch in den sogenannten MINT-Fächern, sind männliche Studierende auch heute noch in der Mehrzahl.<sup>522</sup> Die Situation von Frauen in der Medizin hat der Deutsche Ärztinnenbund in der Veröffentlichung „Medical Women on Top“<sup>523</sup> herausgearbeitet. In dieser wird auf die Tatsache eingegangen, dass im Medizinstudium immer mehr Frauen eingeschrieben sind und mittlerweile auch die Mehrheit der Studierenden bilden, so waren 2014 bereits 61% der Medi-

---

<sup>520</sup> Gender Pay Gap bedeutet, dass Frauen, meist bei gleicher Arbeit, weniger verdienen als ihre männlichen Kollegen. Diese „geschlechterspezifische Lohnlücke“ (Zinke, Guido, 2014: S. 4) hat verschiedene Ursachen, unter anderem liegt sie an der Berufswahl der Frauen, an den Unterbrechungen des Lohnverdienens durch Schwangerschaft und Kinderbetreuung und durch den hohen Anteil von Frauen in den Niedriglohnberufen. Die Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit von Frauen werden auch heute noch weiterhin als geringer als die eines Mannes eingestuft. Vgl. Zinke, Guido: Geschlechterungleichheiten: Gender Pay Gap, abgerufen auf: <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/arbeitsmarktpolitik/187830/gender-pay-gap>, Stand: 11.8.2014, zuletzt abgerufen am 1.8.2018, S. 8-9.

<sup>521</sup> 2009 waren nur 25% der Beschäftigten in den höchsten Führungsebenen Frauen. Vgl. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung: Gleich oder doch nicht gleich: Frauenbeschäftigung in Deutschen Betrieben. Auswertung des IAB Betriebspanels 2008 in: IAB-Forschungsbericht: Aktuelle Ergebnisse aus der Projektarbeit des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 4/2009, abgerufen auf: <http://doku.iab.de/forschungsbericht/2009/fb0409.pdf>, Stand: 2009, zuletzt abgerufen am 1.8.2018, S. 11.

<sup>522</sup> Die MINT Fächer bestehen aus: Mathematik, Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften und Technik. Aktuell sind weiterhin mehr Männer als Frauen in diesen Studienfächern eingeschrieben, im Wintersemester 2016/2017 waren 47% der Studierenden in MINT-Fächern weiblich. Vgl. Statistisches Bundesamt: Studierende in MINT-Fächern, abgerufen auf: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/StudierendeMintFaechern.html>, Stand: 2017, zuletzt abgerufen am 1.8.2018.

<sup>523</sup> Deutscher Ärztinnenbund e.V.: Medical Women On Top. Dokumentation des Anteils von Frauen in Führungspositionen in 16 Fächern der deutschen Universitätsmedizin, 2016, abgerufen auf: <https://www.aerztinnenbund.de/downloads/4/WoT.pdf>, Stand: 2016, zuletzt abgerufen am: 14.10.2018.

zinstudierenden Frauen, wobei jedoch Frauen in Führungspositionen nur wenig vertreten sind. Für die Studie wurden die 34 staatlichen Universitätskliniken in Deutschland untersucht.<sup>524</sup> 2016 waren nur 10% Frauen in Führungspositionen an deutschen Universitätskliniken zu finden, 31% der Oberärzte waren Frauen, vor allem zu finden in den Fächern Frauenheilkunde und Dermatologie, weniger in der Chirurgie und Urologie. In den Führungspositionen kann kein Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschland festgestellt werden, bei den Oberärzten arbeiteten mehr Frauen in Ostdeutschland in dieser Position. Bei den Professoren waren 14% Frauen zu finden. Es konnte somit eine geringe Zahl von Frauen in Führungspositionen und unter der Professorenschaft an deutschen Universitätskliniken herausgearbeitet werden. Wenn dieser Anstieg der Zahlen so gering bleibt, wird erst in mehreren Jahrzehnten ein Ausgleich dieses Verhältnisses erreicht werden.<sup>525</sup> Dieses Missverhältnis braucht mehr Präsenz in der öffentlichen Wahrnehmung und es müssten durch die Politik bessere Rahmenbedingungen für Frauenkarrieren geschaffen werden. So ist auch heute die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in einer klinischen Laufbahn nur schwer gegeben.<sup>526</sup> Durch die Veröffentlichung möchte der Deutsche Ärztinnenbund e.V. eine größere öffentliche Wahrnehmung dieser Zusammenhänge erreichen.<sup>527</sup> Aber auch das Bewusstsein von Frauen in der Medizin muss sich ändern, es müssen mehr Frauen frühzeitig an ihrer Karriere arbeiten und auch bereit sein, Führungspositionen zu übernehmen.<sup>528</sup>

---

<sup>524</sup> Vgl. Deutscher Ärztinnenbund e.V. 2016: S. 2 f.

<sup>525</sup> Vgl. Deutscher Ärztinnenbund e.V. 2016: S. 5 f.

<sup>526</sup> Etwa ein besserer Ausbau der Kinderbetreuung in Kliniken, planbare Arbeitszeiten, ein besseres Verständnis für Väter, welche Elternzeit in Anspruch nehmen, bessere Wiedereinstiegsmöglichkeiten nach dem Mutterschutz und der Elternzeit. Vgl. Deutscher Ärztinnenbund e.V.: DÄB-Checkliste „Das familienfreundliche Krankenhaus“, abgerufen auf:

<https://www.aerztinnenbund.de/downloads/8/Checkliste%20Das%20Familienfreundliche%20Krankenhaus%20200409.pdf>, Stand: 2009, zuletzt abgerufen am 14.10.2018.

<sup>527</sup> Vgl. Deutscher Ärztinnenbund e.V. 2016: S. 2.

<sup>528</sup> Hierbei fördert der Deutsche Ärztinnenbund e.V. Medizinstudentinnen mit einem Mentorinnen-Netzwerk und unterstützen die Initiative „ProQuote Medizin“.

#### 4. Literaturverzeichnis

##### Quellen

Anger, Hans: Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten, Tübingen 1960.

Boedeker, Elisabeth, Meyer-Platz, Maria: 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920-1970, Göttingen 1974.

Brentano, Margherita von: Die Situation der Frauen und das Bild „Der Frau“ an der Universität, in: Universitätstage: Universität und Universalität. Sonderdruck, Berlin 1963, S.73-93.

Bundesarchiv Berlin und Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen (SAPMO): Berlin, DR2/2645, Richtlinie für die Zulassung zum Studium an den Universitäten und Hochschulen zum Studiengang 1953/54 vom 20.3.1953, Gerhard Haring, Staatssekretär.

Bundesarchiv Berlin und Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen (SAPMO): Ministerium für Arbeit und Berufsausbildung: DQ2/378.

Bundesarchiv Berlin und Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen (SAPMO): DR2/2645, Richtlinie für die Zulassung zum Studium an den Universitäten und Hochschulen zum Studiengang 1953/54 vom 20.3.1953, Gerhard Haring, Staatssekretär.

Bundesarchiv Berlin und Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen (SAPMO): Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen: DR3/1325, DR3/5794: Frauenförderung 1962.

Bundesarchiv Berlin und Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen  
(SAPMO): DR3/5617: Bericht des Staatssekretariats für Hoch- und Fachschulwesen  
über Maßnahmen nach der Frauenkonferenz in Leipzig vom Februar 1965.

Bundesarchiv Berlin und Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen  
(SAPMO): FDGB, Abteilung Wissenschaft: DY53/21/614/7432.

Bundesarchiv Berlin und Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen  
(SAPMO): Ministerium für Volksbildung: DR2/865.

Bundesarchiv Berlin und Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen  
(SAPMO): Demokratischer Frauenbund Deutschlands (DFD): DY31/1295.

Bundesarchiv Koblenz: Akten des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und  
Volksbildung: R21: 484.

Bundesgeschäftsstelle der CDU Deutschlands: Die Familienpolitik der CDU/CSU.  
Rednerdienst Nr. 3/61, Mai 1961, Bonn. BA/Bestand 195/30.

Bundesgesetzblatt: Gesetz über die Versorgung der Opfer des Krieges  
(Bundesversorgungsgesetz). Vom 20. Dezember 1950, S. 791-806. abgerufen auf:  
[http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger\\_BGBl&jumpTo=bgbl150s0791.pdf](http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger_BGBl&jumpTo=bgbl150s0791.pdf), Stand 1950, zuletzt abgerufen am: 7.8.2018.

Bundesgesetzblatt: Bestallungsordnung für Ärzte. Vom 15. September 1953., Teil I,  
Jahrgang 1953, S. 1334-1353, abgerufen auf:  
[http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger\\_BGBl&jumpTo=bgbl153s1334.pdf](http://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?startbk=Bundesanzeiger_BGBl&jumpTo=bgbl153s1334.pdf), Stand: 1953, zuletzt abgerufen am: 6.8.2018.

Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.): Bericht der Bundesregierung über die Situation der Frauen in Beruf, Familie und Gesellschaft, Bonn, 1964, abgerufen auf: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/05/009/0500909.pdf>, Stand: 9.12.1964, zuletzt abgerufen am: 10.8.2018.

Bundesminister für Familienfragen: Denkschrift: Die Gründe unseres Geburtenrückgangs, 1957.

Bundesminister für Familie und Jugend (Hrsg.): 1.Familienbericht Bad Godesberg, 1968.

Bungenstab, Karl-Ernst: Umerziehung zur Demokratie? Re-education-Politik im Bildungswesen der US-Zone 1945-1949, Düsseldorf 1970.

Deutscher Gewerkschaftsbund – Bundesvorstand – Hauptabteilung „Frauen“: Aufstellung (=BA-B 211/26)

Deutsches Studentenwerk (Hrsg.): Das soziale Bild der Studentenschaft in Westdeutschland und Berlin, Bonn 1960.

Dörhöfer, Kerstin: Erscheinungen und Determinanten staatlich gelenkter Wohnungsversorgung in der Bundesrepublik Deutschland: zur Planung und Durchführung des Wohnungsbaus für die "breiten Schichten des Volkes" (sozialer Wohnungsbau). Berlin 1978 (=Arbeitshefte des Instituts für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin, H.10).

Fackt, Elizabeth, 1950: The Status and Attitudes of women in German Universities. A Pilot Study based on Personal Observations Personal Interviews, Group Discussions and a Simple Questionnaire used in Six German Universities during the Summer Semester 1950, o. O.

Frau von heute: Zweimal Frau Doktor?, Nr. 49, Berlin 1961.

Frau von heute: Technik – nur für Männer?, Nr. 14, Berlin 1962.

Frenzel-Meyer zu Capellen, Renée: Die Lage der Studentinnen an der Universität Göttingen. Bericht über eine Umfrage im Wintersemester 1954/55, BA Koblenz, B 166/617, o. J.

Goldschmidt, Heinz, Andres, Karl (Hrsg.): Die Kindergeldgesetzte in der ab 1.2.1956 geltenden Fassung. Berlin/Frankfurt a.M. 1956.

Hamann, Erna: Die Frau auf dem Arbeitsmarkt, (= Arbeitsblatt Jg.1, 1949, Nr.11, o.O.), S.423-426.

Hervé, Florence: Studentinnen in der BRD. Eine soziologische Untersuchung. Köln 1973.

Jaenke, Gertrud: Über erwerbstätige Mütter, in: DIE ZEIT, Ausgabe vom 1.12.1960, Hamburg 1960.

Kirchhoff, Heinz: Die Belastung der berufstätigen Frau und die damit verbundenen gesundheitlichen Gefahren, Vortrag anlässlich der Eröffnungskundgebung des 64. Deutschen Ärztetages in Wiesbaden. BA/Bestand B 195/27, 1961.

Kreppel, Otto: Nationalsozialistisches Studententum u. Studentenrecht, Königsberg 1937.

Kuczynski, Jürgen: Darstellung der Lage der Arbeiter in Westdeutschland seit 1945, 1963: in: Kuhn, Annette, Schubert, Doris (Hrsg.): Frauenalltag und Frauenbewegung im 20. Jahrhundert. Materialsammlung zu der Abteilung 20. Jahrhundert im Historischen Museum Frankfurt. Bd. IV: Frauen in der Nachkriegszeit und im Wirtschaftswunder 1945-1960, Frankfurt/Main 1980.

Kurzprotokoll der 17.Sitzung des Hauptausschusses des Parlamentarischen Rates am 3.12.1948, S.3f. BA/Bestand Z12/48, Blatt 67-68.

Leserbrief einer Medizinstudentin: „Was eine Studentin an den deutschen Universitäten erlebte“. Frankfurter Rundschau, 1.Februar 1946. In: Themenportal Europäische Geschichte, <http://www.europa.clio-online.de/2006/Article=41>“, Stand: 2006, zuletzt abgerufen am 28.10.2016.

Löbner, Horst: Die Neuaufnahme von Oberschülern, in: Die neue Schule 6, Ht8, Berlin 1951.

Lorenz, Charlotte: Die Entwicklung des Fachstudiums während des Krieges (=Beilage zur Zehnjahresstatistik des Hochschulbesuchs und der Abschlußprüfungen, Bd.I) 1944.

Mehnert, Klaus, Schulte, Heinrich (Hrsg.): Deutschland-Jahrbuch 1949, Essen 1949.

Papst Pius XII: Zu den Aufgaben der Frau, in: Frau und Mutter Nr.12, Wien 1958.

Prahl, Hans-Werner: Sozialgeschichte des Hochschulwesens, München 1978.

Preisert, Hans Gert: Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland, München, 1967.

Pross, Helge: Über Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik, Frankfurt/Main 1969.

Reisch, Erich: Die Situation der Familie von heute (II), in: Gesellschaftliche Kommentare Nr.15, o. O. 1955.

Schelsky, Helmut: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, Stuttgart 1960.



Siebrecht, Valentin: Arbeitsmarkt und Arbeitsmarktpolitik in der Nachkriegszeit, Stuttgart 1956.

Spielfilm: „Die Landärztin“, Deutschland, 1958, Paul May.

Stein, Bernhard: Der Familienlohn, Berlin, 1956 (=Sozialpolitische Schriften, H.5).

Verband Deutscher Studentenwerke (Hrsg.): Das soziale Bild der Studentenschaft in Westdeutschland und Berlin, o. O., 1952.

Wuermeling, Franz-Josef: Der Sinn der Familienpolitik, Bulletin vom 28.9.1954. Nr. 211, Bonn 1954.

Ders.: Familie – Gabe und Aufgabe, Köln, 1963 (=Beiträge zur außerschulischen Erziehung, Bd.2).

Forschungsliteratur

Benzenhöfer, Udo (Hrsg.) : Medizin im Spielfilm der fünfziger Jahre, Pfaffenweiler 1993.

Bertaux, Daniel, Bertaux-Wiame, Isabelle: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis, in: Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt am Main 1980, S. 108-122.

Bohnsack, Ralf (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden, Opladen 2003.

Budde, Gunilla-Friederike: Frauen der Intelligenz. Akademikerinnen in der DDR 1945 bis 1975, in: Berding, Helmut, Kocka, Jürgen, Nolte, Paul, Ullmann, Hans-Peter, Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.): Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Band 162, Göttingen 2003.

Bussmann, Hadumod (Hrsg.): Stieftöchter der Alma Mater? 90 Jahre Frauenstudium in Bayern – am Beispiel der Universität München, München 1994.

Clephas-Möcker, Petra, Krallmann, Kristina (Hrsg.): Akademische Bildung – eine Chance zur Selbstverwirklichung für Frauen? Lebensgeschichtlich orientierte Interviews mit Gymnasiallehrerinnen und Ärztinnen der Geburtsjahre 1909-1923, Weinheim 1988.

Deutscher Ärztinnenbund e.V.: DÄB-Checkliste „Das familienfreundliche Krankenhaus“, abgerufen auf:  
<https://www.aerztinnenbund.de/downloads/8/Checkliste%20Das%20Familienfreundliche%20Krankenhaus%20200409.pdf>, Stand: 2009, zuletzt abgerufen am 14.10.2018.

Deutscher Ärztinnenbund e.V.: Medical Women On Top. Dokumentation des Anteils von Frauen in Führungspositionen in 16 Fächern der deutschen Universitätsmedizin, 2016, abgerufen auf: <https://www.aerztinnenbund.de/downloads/4/WoT.pdf>, Stand: 2016, zuletzt abgerufen am: 14.10.2018.

Delille, Angelika, Grohn, Andrea (Hrsg.): Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Familienpolitik in den 50er Jahren, Berlin 1985.

Erll, Astrid (Hrsg.): Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen, Stuttgart 2017.

Ernst, Anna S.: Die beste Prophylaxe ist der Sozialismus. Ärzte und medizinische Hochschulehre in der SBZ/DDR, 1945-1961, Münster 1997.

Fischer-Rosenthal, Wolfram, Rosenthal, Gabriele: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation, in: Hitzler, Ronald, Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen 1997, S. 133-164.

Flick, Uwe (Hrsg.): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek 1996, 2.Auflage.

Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung, Wiesbaden 2005, 3.überarbeitete Auflage.

Gall, Insa: Als Schweden Hamburgs Kindern zu überleben half, in: Welt am Sonntag, erschienen am 28.9.2008, <https://www.welt.de/104006256> (Stand 28.9.2008), zuletzt abgerufen am 23.9.2017.

Hausen, Karin: Strittige Gleichberechtigung. Studentinnen an deutschen Universitäten seit Herbst 1945, in: Themenportal Europäische Geschichte, abgerufen auf: <http://www.europa.clio-online.de/2006/Article=117>, Stand: 2006, zuletzt abgerufen am 28.10.2016.

Heintz, Bettina, Nadai, Eva, Ummel, Hannes: Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes, Frankfurt 1997.

Hertrampf, Susanne: Helge Pross, 2009, abgerufen auf: <http://www.bpb.de/gesellschaft/gender/frauenbewegung/35327/helge-pross?p=0>, Stand: 9.1.2009, zuletzt abgerufen am: 30.11.2016.

Hildebrandt, Karin, Stein, Ruth Heidi: Töchter der Arbeiterklasse – Hochschulstudium und -beruf von Frauen in der DDR, in: Schlüter, Anne (Hrsg.): Arbeitertöchter und ihr sozialer Aufstieg. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und sozialer Mobilität, Weinheim 1992, S. 144-172.

Hillmann, Karl-Heinz (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie, 5. grundlegend überarbeitete Aufl. Stuttgart 2007.

Hinke, Helga: Frauenrollen, Frauenbilder. Handreichung für die Schulen in Bayern, Staatsinstitut für Schulpädagogik und Bildungsforschung, München 1992.

Hockerts, Hans Günter: Grundlinien und soziale Folgen der Sozialpolitik in der DDR, in: Kaelble, Hartmut, Kocka, Jürgen, Zwahr, Hartmut (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 519-544.

Horvarth, Dora: Bitte recht weiblich! Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift „Brigitte“ 1949-1982, Zürich 2000.

Huerkamp, Claudia: Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900-1945, Göttingen 1996, in: Mager, Wolfgang, Schreiner, Klaus, Tenfelde, Klaus, Wehler, Hans-Ulrich: Bürgertum, Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Band 10, Göttingen 1996.

IGMetall, 2016: Gleicher Lohn für gleiche Arbeit. Kampf gegen Leichtlohngruppen, abgerufen auf: <https://125.igmetall.de/kampf-gegen-leichtlohngruppen/>, Stand: 2016, zuletzt abgerufen am 13.9.2016.

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung: Gleich oder doch nicht gleich: Frauenbeschäftigung in Deutschen Betrieben. Auswertung des IAB Betriebspanels 2008 in: IAB-Forschungsbericht: Aktuelle Ergebnisse aus der Projektarbeit des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 4/2009, abgerufen auf: <http://doku.iab.de/forschungsbericht/2009/fb0409.pdf>, Stand 2009, zuletzt abgerufen am 1.8.2018.

Kleinau, Elke, Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Band 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt/Main, New York 1996.

- Kleinen, Karin: „Frauenstudium“ in der Nachkriegszeit (1945-1950). Die Diskussion in der britischen Besatzungszone, in: Historische Kommission der DGfE (Hrsg.): Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Band 2, Weinheim und München 1995, S. 281-300.
- Kleßmann, Christoph: Relikte des Bildungsbürgertums in der DDR, In: Kaelble, Hartmut, Kocka, Jürgen, Zwahr, Hartmut (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 254-270.
- Kreimeier, Klaus: Die Ökonomie der Gefühle. Aspekte des westdeutschen Nachkriegsfilms, in: Deutsches Filmmuseum Frankfurt/Main zwischen Gestern und Morgen. Westdeutscher Nachkriegsfilm 1946-1962, Frankfurt/Main 1989.
- Krönig, Waldemar, Müller, Klaus-Dieter (Hrsg.): Nachkriegssemester. Studium in Kriegs- und Nachkriegszeit, Stuttgart 1990.
- Ders.: Anpassung, Widerstand, Verfolgung.  
Hochschule und Studenten in der SBZ und DDR 1945-1961, Köln 1994.
- Küsters, Ivonne (Hrsg.): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen, Wiesbaden 2009, 2. Auflage.
- Kuhn, Annette, Schubert, Doris (Hrsg.): Frauenalltag und Frauenbewegung im 20. Jahrhundert. Materialsammlung zu der Abteilung 20. Jahrhundert im Historischen Museum Frankfurt, Bd. IV: Frauen in der Nachkriegszeit und im Wirtschaftswunder 1945-1960, Frankfurt/Main 1980.
- Langer, Ingrid 1985: Familienpolitik – Kinder der fünfziger Jahre. In: Delille, Angelika, Grohn, Andres (Hrsg.): Perlzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten. Berlin, S. 109-117.
- Mählert, Ulrich, Stephan, Gerd-Rüdiger: Blaue Hemden – Rote Fahnen. Die Geschichte der Freien Deutschen Jugend, Opladen 1996.

- Maul, Bärbel: Akademikerinnen in der Nachkriegszeit. Ein Vergleich zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, Frankfurt/Main, New York, 2001.
- Metz-Göckel, Sigrid: Die „deutsche Bildungskatastrophe“ und Frauen als Bildungsreserve, in: Kleinau, Elke, Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Band 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt/Main, New York 1996, S. 373-385.
- Moeller, Robert G: Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik, München 1997.
- Mohr, Wilma: Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich, Freiburg im Breisgau 1987.
- Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt am Main 1980.
- Niethammer, Lutz, von Plato, Alexander, Wierling, Dorothee (Hrsg.): Die volkseigene Erfahrung: eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR, Berlin 1991.
- Obertreis, Julia (Hrsg.): Oral History, in: Basistexte – Geschichte, Bd. 8, Stuttgart 2012.
- Oertzen, Christine von: Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen: Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948-1969. Göttingen 1999 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 132).
- Plötz, Kirsten (Hrsg.): Als fehle die bessere Hälfte. „Alleinstehende“ Frauen in der frühen BRD 1949-1969, Königsstein/Taunus 2005.
- Reimann, Brigitte: Ankunft im Alltag, Berlin 1994.

Ruhl, Klaus-Jörg (Hrsg.): Neubeginn und Restauration. Dokumente zur Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945-1949, 2. Auflage, München 1984.

Ders.: Unsere verlorenen Jahre. Frauenalltag in Kriegs- und Nachkriegszeit 1929-1949 in Berichten, Dokumenten und Bildern, Darmstadt und Neuwied 1985.

Ders.: Frauen in der Nachkriegszeit. 1945-1963. München 1988.

Ders.: Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit (1945-1963), München 1994.

Rosenthal, Gabriele: „...wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Opladen 1987.

Dies.: Biographische Forschung, in: Schaeffer, Doris, Müller-Mundt Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung, Bern 2002, S. 133-147.

Sauer, Michael: Geschichte unterrichten: Eine Einführung in Didaktik und Methodik, 10. Erneut aktualisierte und erw. Auflage, Seelze 2012.

Schagen, Udo: Frauen im ärztlichen Studium und Beruf: Quantitative Entwicklung und politische Vorgaben in der DDR und BRD, in: Meinel Christoph, Rennberg, Monika (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik, Bassum 1996, S. 325-334.

Schildt, Axel: Gesellschaftliche Entwicklung, in Informationen zur politischen Bildung, Nummer 256: Deutschland in den fünfziger Jahren, Bonn 1997.

Ders.: Konservatismus in Deutschland: Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1998.

Schlicht, Uwe: Vom Burschenschafter bis zum Sponti. Studentische Opposition gestern und heute, Berlin 1980.

Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, Martin, Robert, Günther (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78-117.

Ders.: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I., Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Hagen 1987.

Schuster, Ulrike: Wissen ist Macht. FDJ, Studenten und die Zeitung FORUM in der SBZ/DDR. Eine Dokumentation, Berlin 1997.

Schwarz, Hans-Peter: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd2. Die Ära Adenauer 1949-1957, Stuttgart 1981.

Seidl, Claudius: Der Deutsche Film der fünfziger Jahre, in: Matt, Bernhard (Hrsg.): Heyne Filmbibliothek, Nr. 32/100, München 1987.

Sieder, Reinhard: Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt/Main 1987.

Statistisches Bundesamt: Private Konsumausgaben (Lebenshaltungskosten) – Deutschland, abgerufen auf:  
[https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/EinkommenKonsumLebensbedingungen/Konsumausgaben/Tabellen/PrivateKonsumausgaben\\_D.html](https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/EinkommenKonsumLebensbedingungen/Konsumausgaben/Tabellen/PrivateKonsumausgaben_D.html),  
Stand: 2016, zuletzt abgerufen am 20.9.2016.

Statistisches Bundesamt: Studierende in MINT-Fächern, abgerufen auf:  
<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/BildungForschungKultur/Hochschulen/Tabellen/StudierendeMintFaechern.html>, Stand: 2017, zuletzt abgerufen am 1.8.2018.



Steffen-Korflür, Brigitte: Studentinnen im „Dritten Reich“. Bedingungen des Frauenstudiums unter der Herrschaft des Nationalsozialismus. Bielefeld 1991.

Universität Würzburg: Chronik der Universität Würzburg, abgerufen auf:  
<https://www.uni-wuerzburg.de/uniarchiv/universitaetsgeschichte/chronik/>,  
Stand: 30.01.2019, zuletzt abgerufen am 21.07.2019.

Welzer, Harald: Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in:  
BIOS, Jg. 13, H. 1, Opladen 2000, S. 51-63.

Wierling Dorothee: Oral History, in: Maurer, Michael (Hrsg.): Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 81-151 (Aufriss der Historischen Wissenschaft, Band 7).

Zinke, Guido: Geschlechterungleichheiten: Gender Pay Gap, abgerufen auf:  
<http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/arbeitsmarktpolitik/187830/gender-pay-gap>,  
Stand: 11.8.2014, zuletzt abgerufen am 1.8.2018.

## 5. Anhang – Die Zusammenfassung der Interviews

Frau Dr. H.

Frau Dr. H. ist 1922 geboren und lebte bis sie zehn Jahre alt war bei den Großeltern, hatte aber immer eine gute Bindung zu ihren Eltern. Frau Dr. H. besuchte ein Gymnasium und studierte noch während der Zeit des Nationalsozialismus. Als ihr Vater noch lebte, dieser war Beamter, war es für ihn selbstverständlich, dass sie als Mädchen auch eine gute Schulbildung bekam und auf die Universität gehen konnte. Als dieser verstorben war, änderte sich die finanzielle Situation der Familie. Trotzdem, auch durch Motivation einer Lehrerin, welche die Mutter überzeugte, dass ihre Tochter weiterhin auf das Gymnasium gehen sollte und dass dieses auch bezahlt werden würde, besuchte Frau Dr. H. weiterhin das Gymnasium und konnte so ein Studium im Verlauf beginnen. Frau Dr. H. achtete sehr darauf, in Regelstudienzeit zu studieren, damit keine Kosten anfielen und sie Studierenerlass bekam. Im Laufe des Interviews betonte Frau Dr. H., dass ihr Wunsch Medizin zu studieren schon lange bestand. Um eine Kassenzulassung zu bekommen machte sie Praxisvertretungen. Geld für den Familienunterhalt zu verdienen war ihr durch Praxisvertretungen möglich und so erlangte sie ihre Vollkassenzulassung nach einigen Jahren. Zwischenzeitlich eröffnete sie eine Ersatzkassenpraxis in der Wohnung ihrer Mutter, später eine Vollkassenpraxis am Stadtrand. Nach längerer Krankheit arbeitete sie im Gesundheitsamt. Die Arbeit dort gefiel ihr allerdings nicht so gut wie in ihrer eigenen Praxis. Familie und Beruf konnte sie in der eigenen Praxis und später im Gesundheitsamt nur vereinen, da sie Unterstützung ihrer Mutter und einer Haushälterin hatte. Ihr Mann, so Frau Dr. H. half ihr nicht im Haushalt und bei der Kinderbetreuung. Nach ihrem Ruhestand gab sie noch viele Jahre Unterricht an einer Krankenpflegeschule.

Frau Dr. S.

Frau Dr. S. ist 1931 geboren. Frau Dr. S. beginnt ihre Erzählung darüber, dass sie aus einer berühmten Ärztefamilie stammt. Sie erzählt in einem ersten Block von der Ärztefamilie, dass ihr Vater nicht eingezogen wurde und dass sie, obwohl sie das Ende des Krieges im damaligen Osten von Deutschland erlebten und damit unter Sowjetischer Besatzung leben mussten, durch den Arztberuf des Vaters auch dort Privilegien erhielten. Sehr wenig erzählt sie über ihre schulische Laufbahn, ihr Studium und ihre Ausbil-

dung. Der Vater war der Förderer der Tochter, für ihn als Akademiker war es selbstverständlich, dass sie ein Gymnasium besuchte und auch später studierte. Sie berichtet, dass sie ihren Mann kennenlernte, auf das Drängen des Vaters hin heiratete und dass sie schon während des Studiums ihre Kinder bekam. Ohne die Hilfe der Eltern, wie sie betont, wäre die Vereinbarung von Studium und Beruf nicht möglich gewesen. Probleme in der Arbeitswelt, eine Stelle zu finden oder auch eine Praxis zu eröffnen hatte sie keine. Einen großen Erzählblock stellt die Flucht in den Westen aus der DDR dar. Sie entschloss sich dazu, obwohl sie eine starke Bindung zu ihrer Familie hatte und weil ihr Kind sonst in ein Internat hätte gehen müssen. In Westdeutschland hatte sie bei der Kinderbetreuung Unterstützung von der Schwiegermutter, konnte sich aber, da sie im Gesundheitsamt arbeitete und geregelte Arbeitszeiten hatte, weitgehend selbst darum kümmern. Sie eröffnete, als ihre Kinder schon groß waren, ihre eigene Praxis.

Frau Dr. O.

Frau Dr. O. ist 1935 geboren. Ihre Eltern waren Architekten und unterstützten ihr Kind bei der Schulbildung. Sie konnte im Verlauf ihrer Schulzeit ein Gymnasium besuchen und später auch studieren. Über ihre Schulzeit berichtet sie nur wenig. Ihre Eltern ermöglichten ihr, als die Schule nach dem Krieg für ein Jahr ausfiel, Privatunterricht, damit sie nicht den Anschluss verlor. Es war für ihre Familie selbstverständlich, dass sie Abitur machte und auch zum Studieren gehen konnte. Während des Studiums lernte sie ihren späteren Mann kennen. Ihr Mann war zum Zeitpunkt des Kennenlernens noch verheiratet und hatte zwei Kinder. Sie ist ihm trotz der bestehenden Ehe mit einer anderen Frau in eine andere Stadt gefolgt, wechselte dann aber wieder die Universität. Sie wurde schwanger von diesem Mann und bekam ein uneheliches Kind. Dieses Thema wollte sie über längere Zeit des Interviews aussparen, führte es dann aber doch an. Die Eltern haben sie unterstützt und auch der Mann, der immer Unterhalt für sie und das Kind zahlte. Sie hatte keine Probleme eine Stelle zu bekommen, arbeitete die ersten Jahre zum Wohle ihres Kindes nicht und übernahm anschließend eine Stelle im Gesundheitsamt, um Beruf und Familie vereinbaren zu können. Dort hatte sie einige Probleme und die Stelle hat ihr nicht so gut gefallen. Schließlich hat sie ihre Ausbildung zur Kinderärztin abgeschlossen. Im Verlauf hat sie den Vater ihres Kindes geheiratet und zog mit ihm, auch wenn sie gerade dabei war eine eigene Praxis zu eröffnen, in eine

andere Stadt, um ihn bei seiner Karriere zu unterstützen. Sie stellte also ihre eigene Karriere hinter die ihres Mannes. Sie betont allerdings, dass er sie immer unterstützt hat und auch positiv ihrem Arbeiten gegenüber eingestellt war. Über ihre Situation als Frau an der Universität oder im Beruf hat sie nur auf Nachfragen etwas erzählt, was aber sicherlich daran liegt, dass sie keine Schwierigkeiten hatte, eine Stelle zu finden oder als Frau in ihrem Beruf zu arbeiten. Sie eröffnete schließlich auch eine eigene Praxis.

Frau Dr. K.

Frau Dr. K. ist 1930 geboren. Ihr Vater war Diplomingenieur. Sie musste einige Male die Schule wechseln und meldete sich selbstständig auf einem Gymnasium an, jedoch betonte sie im Interview, dass sie ihre Eltern stets unterstützt haben. Da sie in der DDR lebten, durfte Frau Dr. K. zuerst nicht studieren und war auf der Handelsschule. Nach einiger Zeit wurden allerdings wieder Akademiker benötigt und so konnte sie ihr Medizinstudium beginnen. Schwierigkeiten im Studium oder später im Beruf gab sie keine an. Sie flüchtete mit ihrer Familie aus der DDR nach Westdeutschland. Hier empfand sie die Bedingungen für eine Frau in der Arbeitswelt schwieriger. Sie blieb jedoch hartnäckig und wurde Oberärztin in der Gynäkologie. Diese Fachrichtung war Ende der 1950er Jahre noch eine Männerdomäne. Sie lernte im Verlauf ihrer Ausbildung ihren Mann kennen und bekam erst relativ spät ihre Kinder. Als die Kinder klein waren arbeitete auch sie ein Jahr im Gesundheitsamt, um ihren Beruf mit der Familie vereinbaren zu können. Hilfe im Haushalt und bei der Kinderbetreuung bekam sie von ihrer Mutter und später von einer Haushälterin. Sie eröffnete ihre eigene Praxis und betrieb sie bis sie 80 Jahre alt war.

Frau Dr. R.

Frau Dr. R. ist 1921 geboren. Ihr Vater war Lehrer und unterstützte sie dabei, dass sie ein Gymnasium besuchen konnte. Durch den Beginn des Zweiten Weltkrieges bekam sie ein Notabitur und konnte nach der Ableistung eines vorgeschriebenen Arbeitsdienstes, ihr Medizinstudium beginnen. Im Studium hatte sie keine Probleme als Frau an der Universität gehabt. Ihr Examen konnte sie am Ende des Krieges nicht vollständig ablegen und musste Prüfungen nachholen. Sie arbeitete kurz in einem Kinderheim und unterstützte dort die betreuende Ärztin. Sie lernte schließlich ihren Mann kennen und

sie heirateten. Sie folgte ihm in eine andere Stadt und konzentrierte sich auf ihre Familie, sie bekam nach einiger Zeit ein Kind. Im Arztberuf hat sie nie wirklich gearbeitet. Als ihr Kind auszog, begann sie beim Blutspendedienst des Roten Kreuz zu arbeiten. Wirklich glücklich mit ihrer Berufswahl scheint sie nie gewesen zu sein, wie sie im Interview angibt. Sie war die einzige Befragte, welche keine Praxis eröffnete und auch keine Ausbildung nach dem Studium als Assistenzärztin begann.

Frau A.

Frau A. ist 1937 geboren. Ihr Vater war Landwirt und Dozent an einer Lehranstalt. Sie lebte lange Zeit bei ihrer Tante auf dem Land und eine Weile in einem Kinderheim, da sie ihre Eltern vor dem Krieg schützen wollten. Die Tante war sehr streng zu ihr und forderte, dass sie ein Gymnasium besuchen solle. Nach dem Abitur Mitte der 1950er Jahre begann sie mit dem Medizinstudium. Sie wurde unverheiratet schwanger und unterbrach das Studium, da sie erst zu einer Schwester ins Ausland ging und dann ihr Kind in einem Entbindungsheim zur Welt brachte. Nach einem Jahr konnte sie ihr Studium wieder aufnehmen. Während des Studiums lernte sie ihren Ehemann kennen und wurde erneut vor dem Examen schwanger. Insgesamt bekam sie vier Kinder. Nach dem Examen arbeitete sie für ungefähr 6 Jahre nicht und begann erst dann ihre Medizinalassistentenzeit. Anschließend wurde sie Fachärztin für Gynäkologie.

Ihr Mann wollte nicht, dass sie als Ärztin arbeitet. Aus diesem Grund ließ sie sich scheiden und musste sich nun vorwiegend alleine um die Kinder kümmern.

Eine Stelle zu finden war für sie kein Problem, jedoch Familie und Beruf zu vereinbaren. Sie hatte eine Haushaltshilfe und nur teilweise Unterstützung von ihrem Mann, der ihr auch dann nach der Scheidung bei der Kinderbetreuung half. Sie eröffnete schließlich ihre eigene Praxis. Bereits im Ruhestand vertritt sie immer noch Kolleginnen.

Frau Dr. G.

Frau Dr. G. ist 1934 geboren. Ihr Vater war Kaufmann. Sie besuchte noch während des Krieges die Grundschule und konnte mit Ende des Krieges nur eine Volksschule besuchen. Ihr Vater organisierte jedoch für sie privaten Unterricht in Englisch, damit sie den Anschluss nicht verlor und nach einiger Zeit auf ein Gymnasium wechseln konnte. Sie erlangte das Abitur und begann ein Medizinstudium. Schwierigkeiten im Studium gab

sie keine an. Nach dem Studium lernte sie ihren Mann kennen, sie heirateten und während ihrer Medizinalassistentenzeit bekam sie ihr erstes Kind. Sie unterbrach ihre Weiterbildung für ein halbes Jahr, schloss diese im Verlauf dann ab. Probleme in der Klinik, weil sie eine Frau war, gab sie keine an. Sie machte einige Jahre Pause und kümmerte sich um die Familie. Als ihr jüngstes Kind zehn Jahre alt war begann sie Teilzeit als Vertrauensärztin im Versorgungsamt zu arbeiten und konnte dann nach einigen Jahren ihre eigene Praxis eröffnen. Da sie erst wieder arbeitete, als die Kinder schon älter waren, hatte sie weniger Probleme bei der Vereinbarung von Beruf und Familie. Eine Stelle zu finden war für sie auch nie eine Schwierigkeit. Nach dem Ruhestand machte sie auch noch einige Jahre Vertretungen.

Frau Dr. W.

Frau Dr. W. ist 1927 geboren. Ihr Stiefvater war ebenfalls Arzt. Ein Gymnasium zu besuchen war für sie kein Problem, die Eltern unterstützten sie dabei, sie bekam auch Privatunterricht, als sie durch einen Schulwechsel Latein als Unterrichtsfach bekam. Um ein Studium zu beginnen musste sie 1949 eine Zulassungsprüfung ablegen. Sie konnte ihr Studium beginnen. Durch eine Stelle in der Industrie als Aushilfe im Büro konnte sie sich ihr Studium mitfinanzieren. Eine Stelle nach dem Examen zu finden war für sie problemlos möglich, obwohl es zu der Zeit wohl nicht ganz einfach war. Da sie aber schon während des Studiums viele Kontakte, auch zu Chefärzten knüpfen konnte, bekam sie gleich eine bezahlte Stelle. Schwierigkeiten als Frau im Arztberuf gab sie keine wesentlichen an. Sie lernte ihren Mann kennen und sie heirateten. Während ihrer Facharztausbildung bekam sie ihr Kind und, obwohl es zu dieser Zeit schon den gesetzlichen Mutterschutz gab, musste sie viel früher wieder in der Klinik arbeiten. Beruf und Familie konnte sie nur mit der Unterstützung ihrer Mutter, einer Haushaltshilfe, dem Besuch der Kinder im Kindergarten und ihrem Ehemann vereinen. Sie eröffnete im Verlauf zusammen mit ihrem Mann eine Praxis.

Frau Dr. F.

Frau Dr. F. ist 1919 geboren. Ihr Vater war Dozent an einer Lehranstalt und für ihn war es wichtig, dass sie das Gymnasium besuchte. Als sie zu Verwandten ziehen musste, war es für sie nur noch möglich eine Frauenfachschule zu besuchen. Mit diesem Ab-

schluss konnte sie erst einmal nicht Medizin studieren. Da sie Geld verdienen musste, machte sie eine Ausbildung. Zuerst besuchte sie eine Handelsschule und wurde dann Medizinisch-technische Assistentin. Da ihr der Beruf nach einem Jahr zu langweilig wurde, informierte sie sich über ein Medizinstudium. Es war für sie möglich, eine Aufnahmeprüfung abzulegen und Medizin zu studieren, obwohl sie nur einen Abschluss der Frauenfachschule besaß. 1944 konnte sie ihr Medizinstudium beginnen. Auf Grund des Kriegsendes musste sie das Studium unterbrechen und half in einem Lazarett. Als die Universitäten wieder geöffnet hatten konnte sie das Medizinstudium fortsetzen. Eine Stelle als Medizinalassistentin zu finden war für sie keine Schwierigkeit. Im Anschluss bekam sie auch eine bezahlte Stelle als Assistenzärztin. Um ihre Kassenzulassung zu erhalten und auch um Geld zu verdienen machte sie schon Vertretungen in Praxen auf dem Land. Nach sieben Jahren als Ärztin in einer Klinik eröffnete sie 1960 ihre allgemeinmedizinische Landarztpraxis und arbeitete hier bis zu ihrer Pensionierung 1986. Außer in der Chirurgie hatte sie keine Probleme als Frau im klinischen Umfeld zu arbeiten. In ihrer Praxis konnte sie sich auch gut durchsetzen, auch wenn sie am Anfang Probleme mit jungen Frauen hatte, diese konnte sie aber schließlich auch von ihrem Können überzeugen. Frau Dr. F. hat nie geheiratet und hat keine Kinder.

Frau Dr. N.

Frau Dr. N. ist 1935 geboren. Sie besuchte eine Frauenfachschule und ein Lehrer motivierte sie, ein Gymnasium zu besuchen. Ihre Mutter unterstützte sie in ihrem Vorhaben. Sie konnte schließlich ihr Abitur ablegen und begann ein Medizinstudium. Während des Studiums hat sie einen Mann kennengelernt und wurde schwanger. Kurz vor der Hochzeit hat er sie verlassen und sie wurde eine ledige Mutter. Sie ging in ein Entbindungsheim, da sie ihrer Familie die Schande im Wohnort ersparen wollte. In der Universität hatte sie einige Probleme das Studium und das Muttersein zu verbinden. Ohne die Hilfe ihrer Mutter und ihrer Tante, die sich um das Kind kümmerten, hätte sie erst einmal nicht weiter studieren können. 1963 hat sie das Staatsexamen gemacht. Da sie eine ledige Mutter war, war sie häufig Kritik ausgesetzt. Auf der Arbeit, bei Behörden oder der Bank war sie damit konfrontiert. Eine Stelle als Ärztin fand sie immer, obwohl sie ein Kind hatte und eine (alleinerziehende) Frau war. Als ihr Kind 10 Jahre alt war eröffnete sie eine Praxis und betrieb diese bis zu ihrem Ruhestand.

## Danksagung

An dieser Stelle möchte ich nachstehenden Personen danken, ohne deren Mithilfe die Anfertigung dieser Promotionsarbeit niemals möglich gewesen wäre.

Mein Dank gilt zunächst Frau Prof. Dr. phil. Karen Nolte, meiner Doktormutter, für die Betreuung dieser Arbeit, ihre ständige Unterstützung und die stets gute Zusammenarbeit.

Ich danke Frau Prof. Dr. med. Esther Asan für die hilfsbereite und wissenschaftliche Betreuung als Korreferent.

Ich danke allen meinen Interviewpartnerinnen für ihre Bereitschaft, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Erst durch die Gespräche konnte das Kernstück dieser Arbeit entstehen.

Ferner danke ich dem Deutschen Ärztinnenbund e.V. für die Hilfe bei der Suche nach den Interviewpartnerinnen und die Archivierung meiner Transkripte.

Mein außerordentlicher Dank gilt meinen Korrekturlesern, meinem Vater, Dr. med. Hermann Saalmüller, und Herrn Studiendirektor Otto Neuhauser. Die mehrfache Durchsicht der Arbeit, ihre kritischen Betrachtungen, die differenzierten Anmerkungen und die geführten Diskussionen haben die Vollendung der Arbeit ermöglicht.

Ein herzlicher Dank gilt meinem Freund Johannes Neuhauser. Ohne seine Geduld und Hilfe bei der Korrektur, dem Layout und seinem Verständnis, hätte diese Arbeit nicht fertig gestellt werden können.

Ich danke der Werbeagentur Johannes Neuhauser für die Auseinandersetzung mit Word und der Formatierung dieser Arbeit. Ohne sie hätte nie eine druckreife Version entstehen können.

Ein besonderer Dank gilt meinen Eltern. Meine Mutter, Elisabeth Saalmüller, hat mich durch ständige Motivation tatkräftig in der Erstellung dieser Arbeit unterstützt. Ihr organisatorisches Talent war äußerst wertvoll.